

Wolf Serno

DIE SIEBEN  
TODSÜNDEN

*Gebeichtet zu Bologna 1576*

Roman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.knauer.de](http://www.knauer.de)



Originalausgabe September 2018

Knauer Taschenbuch

© 2018 Knauer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Ilse Wagner

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildungen: © FinePic/shutterstock;

© Bridgeman images

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51721-5

*Wie immer für mein Rudel:  
Micky, Olli und Magda*

*Nicht zu vergessen:  
Fiedler, Buschmann, Sumo und Eddi,  
die schon auf der anderen Seite  
der Straße gehen.*



Wahrlich, wahrlich, ich sage euch,  
wer Sünde thut,  
der ist der Sünde Knecht.

*Evangelium Johannis, 8, 34*

Die religiösen Zitate des Romans  
stammen überwiegend aus:

DIE BIBEL

*Die ganze Heilige Schrift des  
Alten und Neuen Testaments  
Siebenundzwanzigster Abdruck  
Gedruckt und verlegt von  
B. G. Teubner in Leipzig, 1877*

## EINE VORBEMERKUNG ZUM ORT DER HANDLUNG

**B**ologna ist eine Stadt mit bewegter Vergangenheit. Ihre Geschichte reicht zurück bis ins Mittelalter, als sie eine unabhängige Kommune war, und weiter bis in die Zeit des Römischen Reiches, als sie eine Kolonie war und *Bononia* hieß. Noch früher lebten hier die Etrusker, die sie *Felsina* nannten, und das italische Volk der Umbrier. Davor die prähistorischen Steinzeitmenschen.

Gelegen in einer fruchtbaren Ebene am Fuße der Appenninen, war die Stadt seit jeher ein bevorzugter Lebensraum, ein pulsierender Handelsplatz und ein Knotenpunkt der Verkehrswege.

Ihre ursprüngliche Ausdehnung kann noch heute an den Überresten zweier Stadtmauern abgelesen werden. Der äußere Wall und die zwölf Tore bestanden vermutlich noch im Jahre 1576, zu einer Zeit also, in der die Handlung dieses Romans spielt. Sämtliche Hauptstraßen führten – gleich den Speichen eines unregelmäßigen Rades – ins Zentrum auf einen weitläufigen Zentralplatz: die Piazza Maggiore.

Damals wie heute wird die Piazza Maggiore beherrscht von der gewaltigen Basilika San Petronio, die nach dem Schutzheiligen der Stadt benannt ist. Ihre mächtigen Mauern überschatteten den angrenzenden Palazzo dei Notai, den Palast der Notare, in dem auch die Geldwechsler ihre Räume hatten. Gegenüber befand sich der Palazzo del Podestà, in dem die Ältesten residierten. An der dritten Seite der Piazza stand das beeindruckende, einer Festung gleichende Rathaus: der Palazzo Pubblico. Er war der offizielle Wohnsitz

des vom Papst ernannten Legaten, der in allen Belangen das letzte Wort hatte. Er stand noch über der Regierung, die sich aus dem obersten Beamten, *Gonfalonier* genannt, sowie acht Konsuln und dem Senat zusammensetzte.

Auf dem Monte della Guardia, einem sich nach Südwesten erstreckenden Hügel, überragte das Kloster der Madonna di San Luca die Ebene. Es war eines von nicht weniger als sechsundneunzig Klöstern im Stadtgebiet.

Von den hoch aufragenden Wohntürmen, den sogenannten Geschlechtertürmen, die in früheren Zeiten durch wohlhabende Familien zum Schutz vor Angriffen errichtet worden waren, standen im späten sechzehnten Jahrhundert nur noch wenige, darunter die beiden berühmten, heute noch erhaltenen Türme Asinella und Garisenda.

Sie waren – wie nahezu alle Gebäude der Stadt – in Ermangelung von Marmor aus Ziegeln errichtet. Die Häuser schmiegt sich eng aneinander in Blocks, direkt an der Straße und direkt über den langen Arkaden, die noch immer typisch für Bologna sind. Von ihnen sagte man, sie seien angelegt zum Schutz vor Regen und Schnee – unter anderem für die vielen Studenten der Universität, die sich tags und nachts auf den Straßen herumtrieben oder bei feierlichen Anlässen in prächtigen Prozessionen mit ihren Professoren einherschritten.

Überhaupt spielte die äußere Erscheinung eine entscheidende Rolle. Strenge Regeln bestimmten die Etikette. Luxus und Zurschaustellung der Kleidung waren extrem. Kostbare Seiden und Brokate, goldene Ketten, Ringe und Knöpfe, Perlen und Juwelen waren in Mode, der Gebrauch von Puder und Parfum war gang und gäbe, das Färben der Haare sehr beliebt.

Daneben traten Aberglaube und Hexenwahn in hohem Maße zutage. Der Glaube an Astrologie, an die verborgene



Kraft von Edelsteinen und der mystische Einfluss von Worten und Zahlen waren weit verbreitet und beherrschten in nicht geringem Maße die Gedanken und das Schrifttum der Zeit.

Doch neben Glitzerwelt und Luxus zeichneten sich mehr und mehr Zerfallserscheinungen ab. Die Gesetzlosigkeit nahm zu. Posten und andere Ämter wurden an den Meistbietenden verschachert oder einem Verwandten zugeschanzt. Brutale Fehden zwischen einflussreichen Familien waren üblich. In den letzten Jahren unter Gregor XIII. (1502–1585) stieg die Zahl der Verbrechen ins kaum Erträgliche und behinderte den für die Stadt so notwendigen Handel beträchtlich.

Es waren die Armen und die Bettler, die Diener und die Tagelöhner, die am meisten unter den Gewalttaten litten. Hohe Steuern durch Adel und Kirche trugen zur Armut der Menschen bei. Kaminsteuern wurden oft mehrmals im Jahr erhoben, Salzsteuern ständig erhöht. Jede Ware, die in die Stadt kam, wurde ohne Ausnahme mit Abgaben belegt. Gegen Ende des Jahrhunderts drohte eine Hungersnot, und zehntausend Bettler hielten täglich die Hand auf.

So war die Situation, als sich gegen all den Protz und Prunk, gegen Armut und Not ein einzelner Priester stemmte. Sein Name war Pater Matteo, und er war Seelsorger einer kleinen Kirche namens Chiesa di San Simeone. Er setzte seine bescheidenen Kräfte dazu ein, den Menschen Hilfe zu bringen und Trost zu spenden – manchmal, wie er glaubte, mehr schlecht als recht, manchmal vielleicht ein wenig erfolgreicher. Aber immer im Namen des Herrn.

Beides, die kleine Kirche und Pater Matteo, hat es nie gegeben. Und doch können wir ihnen auch heute noch überall begegnen ...



# DIE WICHTIGSTEN PERSONEN IN DER REIHENFOLGE DER BEICHTEN

PATER MATTEO – ein Priester, dem nichts Menschliches fremd ist, weil er nicht immer Priester war. Beichtvater und Seelsorger der Chiesa di San Simeone

DOVIZIO – Matteos »Küster, Koch und Kantor«. Brummig, aber treu

GIOACCHINO PEPOLI – sein Hochmut wird nur von seiner Feigheit übertroffen. Beichtet deshalb die Sünden eines »Freundes«

PAMFALON – Patron der Gauklertruppe *Le Giocolieri*. Tritt als Ansager und Pulcinell auf

LAVINIA – Pamfalons Tochter. Besitzt die seltsame Gabe, Zuschauer in Schlaf zu versetzen. Begeht Selbstmord aus Rache

LEONELLO und LEONARDO – Zwillinge, Söhne von Pamfalon

CONOR – ein gewitzter Bettler, stadtbekannt wegen eines klugen Raben, der auf den Namen Massimo hört

DOKTOR MARCELLO GALBAIO – ein junger Arzt aus Berufung. Wohnt in einem Kuriositäten-Kabinett. Beichtet in einer katholischen Kirche, obwohl er Protestant ist

UMBERTO FANTI – der größte Geizhals Bolognas. Stirbt lieber, als auch nur einen einzigen Baiocco für Medikamente auszugeben

DIE WITWE MEMMO – eine Nachbarin, deren Hilfsbereitschaft den Geizhals Fanti nicht vor dem Tod bewahren kann

ALBERTO DOMINELLI – handelt mit lebensechten Miniaturnachbildungen, unter dem Leitsatz *Corpus in perfectio natura*

VIOLINO – ein Jüngling, der wegen seiner engelsgleichen Stimme kastriert wird. Findet Zuflucht bei Pater Matteo

MARINO – ein Bettler, der bis zu seinem Tod als *allacrimanto*, als Dauerweiner, arbeitet. Violinos Vater

DOKTOR GIORGIO FAUSTO – ein teuflischer Alchemist mit pädophilen Neigungen. Will die Transmutation im Menschen nachweisen

DOMENICO SELVO – ein schwerreicher Seidenraupenzüchter. Sorgt dafür, dass Violino gegen seinen Willen kastriert wird

BELLA – Selvos Töchterchen. Freundin Violinos

PIPO – ein Dieb und Frauenheld. Treibt Selvo durch einen wollüstigen Akt vor aller Augen in den Ruin

MEISTER BRUNO – repariert den Beichtstuhl von San Simeone und baut das Gerüst für die Restauration der Fresken

DOKTOR FLABANICO – soll Pater Matteos Knie heilen und nimmt stattdessen eine Aussatzzschau an ihm vor

NAUSICA – eine junge Frau, die vergewaltigt wird und fast an der Abtreibung stirbt. Findet ein Zuhause bei Pater Matteo

MORNA – eine alte Wehmutter, die nicht viel Worte macht und hilft

SBERLEFFO – ein Bettler und Grimassenschneider. Bringt die Menschen zum Lachen, indem er seine Nase in den Mund nimmt

DOKTOR GASPARE TAGLIACOZZI – ein Arzt, der zweifelhafte Heilmethoden anwendet. Behandelt Pater Matteos Knie mit warmem Schafsgedärm und zieht sich dessen Zorn zu

GORGO – ein eingeschleppter Pestkranker aus Venedig. Stirbt trotz Pater Matteos aufopferungsvoller Pflege

TULLIO TEGALLIANO – erscheint während des Karnevals als Satyr mit Phalli und Vulven auf der Brust. Geliebter von Giulia Anafesto

GIULIA ANAFESTO – tritt während des Karnevals als verführerische Elfe auf. Geliebte des Satyrs

ANAFESTO – ein reicher Kunsthändler. Vater Giulias. Mitverursacher des *guerra balconale*, einer maßlosen Völlerei während der Karnevalstage

RICCARDO CONTARINI – Sohn eines Weinhändlers. Geht aus Neid über Leichen und bereut seine Todsünde trotz allen Zuredens bis zuletzt nicht

DIOTATO GRIMANI – Freund und späterer Feind Riccardo Contarinis. Wird von diesem aus niederen Neidgefühlen ermordet

MEISTER BONUCCI – Schirmmacher und Nausicas Vater. Verstößt seine vergewaltigte Tochter aus Angst vor dem Gerede der Nachbarn. Zeigt späte Reue und Einsicht

FILIPPO – Sohn eines Olivenbauern. Dieb und Faulpelz. Wettet, einem Mauerblümchen die Jungfernschaft stehlen zu können, ohne dass diese es bemerkt

MADALENA COLBERTI – das Mauerblümchen. Ein hässliches Entlein, aus dem später ein Schwan wird. Verliebt sich in Filippo. Und umgekehrt


GUSTAVO – ein Dieb und Kumpan von Pipo. Will Filippo töten, weil er sich um die Wettsumme betrogen fühlt

DIE ERSTE  
DER SIEBEN TODSÜNDEN:  
HOCHMUT

*superbia*





s war an einem der ersten Tage des Jahres 1576, als Pater Matteo wieder einmal Gelegenheit fand, Zwiesprache mit seinem Schöpfer zu halten. Er pflegte dies in der Sakristei seiner Kirche, der Chiesa di San Simeone, zu tun, wo er niederkniete und den Blick auf das kleine Kruzifix an der Wand richtete. »Herr«, sagte er, »es liegt geraume Weile zurück, dass ich um Deinen Rat und Deine Stärke gebeten habe. In der Zwischenzeit ist vieles geschehen, zu vieles, wenn Du mich fragst. Doch lass mich der Reihe nach berichten. Ich ...«

In diesem Augenblick drang ein gewaltiges Poltern an sein Ohr, es schien aus dem Kirchenschiff zu kommen. Was ging da vor? Matteo erhob sich mühsam. Seit einigen Wochen plagten ihn Knieprobleme, was angesichts seines Alters – er zählte dreiundfünfzig Jahre – und der harten, kalten Steinfliesen in der Sakristei kein Wunder war. Er öffnete die Tür und sah an der gegenüberliegenden Wand vier Männer, die ein hölzernes Ungetüm heranschleppten. Es war der reparierte Beichtstuhl. Sie setzten ihn ächzend ab, hoben ihn wieder an und setzten ihn abermals ab. Offenbar wussten sie nicht, wo sein angestammter Platz war. Sie schnauften und schwitzten, und als einer der Träger den Pater entdeckte, rief er: »*Buon giorno*, Hochwürden, wir sollen uns bei Dovizio, dem Küster, melden!«

Matteo, ein Mann, dem das Leben schon manche Falte ins Gesicht geschnitzt hatte, war noch immer ungehalten über die Unterbrechung. »Ich weiß nicht, wo er steckt. Ich fürchte, ihr müsst mit mir vorliebnehmen.«

Der Träger lachte verlegen und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Wir wollten Euch nicht stören, Hochwürden.«

»Nun ja.« Matteo musste zugeben, dass der Beichtstuhl von San Simeone in der Tat ziemlich schwer war, ein Möbel aus massivem Eichenholz, geschlossen, zweigeteilt und hoch wie ein Schrank. Niemand, auch nicht der stärkste Mann, vermochte ihn geräuschlos zu transportieren. »Wo habt ihr denn euren Meister gelassen?«, fragte er versöhnlich.

»Meister Bruno ist in der Werkstatt, Hochwürden. Wir sollen auch recht schön grüßen.«

»Danke, eigentlich hatte ich erwartet, dass er mir das Ergebnis seiner Reparaturarbeit persönlich zeigt. Aber es scheint ja alles in Ordnung zu sein. Der Platz des Beichtstuhls ist übrigens auf der gegenüberliegenden Seite des Kirchenschiffs, ihr müsst euch also noch einmal bemühen.«

Die Träger unterdrückten eine Verwünschung und hoben das schwere Gebilde erneut an. Mit roten Gesichtern und geschwellenen Adern bugsierten sie es um die Bankreihen herum, setzten es ab und wollten sich aufatmend davonmachen, doch Matteo hielt sie auf. »Einen Augenblick noch. Ich muss etwas überprüfen.«

»Ja, Hochwürden.«

Matteo betrachtete das Dach des Beichtstuhls und die dort inmitten von Rosenreliefs hineingeschnittenen Buchstaben. Es waren acht Versalien, die zusammen das Wort IGNOSCAM ergaben. Er prüfte jeden Buchstaben genau, denn Meister Bruno war des Lateinischen nicht mächtig und hätte leicht einen Fehler machen können.

»Es ist alles richtig«, stellte Matteo erleichtert fest. »Bestellt eurem Meister meinen Dank.«

»Wird gemacht, Hochwürden.«

Die Träger bekreuzigten sich und strebten dem Ausgang

zu, doch Matteo war noch etwas eingefallen: »Und richtet ihm aus, er möge bei der Berechnung seiner Kosten nicht vergessen, dass dieses Gotteshaus zu den ärmsten der Gemeinde San Salvatore gehört.«

»Ja, Hochwürden.«

Sie verschwanden endgültig, und Matteo war wieder allein in seiner Kirche. Allein mit dem Beichtstuhl. Er strich mit der Hand über das grob gemaserte, vom Zahn der Zeit dunkel gefärbte Holz. Es fühlte sich warm und vertraut an. Und es roch schwach nach Weihrauch. Eine Eigenschaft, die von den zahllosen Messen herrührte, bei denen Dovizio das Thuribulum schwenkte, um den Altar, das Altarkreuz und die Reliquien zu beräuchern, während Matteo im vollen liturgischen Ornat das Kirchenschiff betrat, um den Gottesdienst zu beginnen.

Er schloss die Augen, genoss für einen Moment den Duft des Holzes und nahm wie von selbst seinen Platz im Beichtstuhl ein, den Platz des Zuhörens, des Verstehens und – sofern der Sünder Reue zeigte – den Platz des Vergebens. Er betrachtete das Gitterfenster mit dem rautenförmigen Muster, das Priester und Beichtenden trennte, und zog den Vorhang zu. Nun drang das Licht nur noch gedämpft zu ihm herein, während er selbst vollständig im Dunkeln saß. Oftmals hatte er darüber nachgedacht, warum der Priester in jedem Fall unsichtbar bleiben musste, warum die Beichte stets im Flüsterton stattfand, warum das Bußgespräch so ehernen Regeln unterworfen war. Wäre es der Sache des Herrn nicht manchmal dienlicher, fragte er sich, wenn ein strenges Wort von einer strengen Miene, ein aufmunterndes Wort von einer aufmunternden Miene begleitet würde? Indes, das zu beurteilen durfte er sich nicht anmaßen. Das Sakrament der Beichte war ein jahrhundertealtes Ritual und hatte sich vieltausendmal bewährt ...

»Hochwürden?«

Matteo schreckte aus seinen Gedanken auf. Hinter dem Vorhang erkannte er im matten Licht einen Kopf. »Ja, ich bin hier«, antwortete er leise.

»Ich möchte beichten.«

Matteo seufzte unhörbar. Auf das geliebte Zwiegespräch mit seinem Schöpfer würde er zunächst wohl verzichten müssen.

Andererseits hatte jeder Gläubige das Recht und die Pflicht zu beichten, mehrmals im Jahr, je nachdem, wie viel Schuld er auf sich geladen hatte. Wer krank war, auf Reisen war oder andere triftige Gründe anführen konnte, dem Bußsakrament fernzubleiben, sollte versuchen, wenigstens ein Mal pro Jahr die *Confessio* abzulegen, und das möglichst am Osterfest. Bis zum Auferstehungstag Christi war es in diesem Jahr noch geraume Weile hin, aber vielleicht war die Schuld des Sünders besonders groß.

»Ich werde Euch die Beichte abnehmen«, sagte Matteo und wartete auf die Anfangsformel der Beichte, die von der anderen Seite kommen musste.

Als es still blieb, räusperte Matteo sich. »Es ist wohl einige Zeit her, dass Ihr Eure Vergehen vor Gott dem Herrn bekannt habt?«

»Warum, Hochwürden?«

»Weil Ihr, wie es scheint, die Anfangsformel der Beichte vergessen habt. Schlagt das Kreuz, dann will ich sie für Euch sprechen.«

»Gut, ich habe es geschlagen.«

»*In nomine patri et filii et spiritus sancti. Amen.* Merkt Euch den Satz für das nächste Mal.«

»Wie Ihr meint, Hochwürden.«

»Gott, der unser Herz erleuchtet, schenke dir wahre Erkenntnis deiner Sünden und Seiner Barmherzigkeit«, sprach

Matteo den Anschluss text und fuhr fort: »Nun sagt mir, was Euch bedrückt.«

»Ich habe gesündigt.«

»Etwas genauer müsst Ihr schon werden.«

»Verzeiht, Hochwürden, kann ich sicher sein, dass kein Sterbenswort aus diesem Kasten an die Öffentlichkeit dringt?«

Matteo verspürte Unmut. »Alles, was Ihr sagt, sagt Ihr *sub rosa*, also unter der Rose. Die geschnitzte Rose schmückt diesen ›Kasten‹, wie Ihr ihn nennt, in üppiger Pracht, sie ist das Zeichen der Verschwiegenheit. Seid versichert, ich werde das Beichtgeheimnis in jedem Fall wahren.«

»Nun gut, meine Sünde besteht darin, einen, äh, Freund nicht von seiner Sünde abgehalten zu haben.«

»Das ist eine eher ungewöhnliche Verfehlung.«

»Ich fürchte, dafür wiegt die Schuld meines Freundes umso schwerer.«

»Wollt Ihr mir seinen Namen nennen?«

»Auf keinen Fall.«

»Schon gut, es war nur eine Frage.«

»Mein Freund wäre gewiss nicht damit einverstanden, wenn sein Name ...«

»Seine Anonymität wird, wenn er es wünscht, selbstverständlich respektiert. Wollt Ihr mir wenigstens sein Alter verraten?«

»Mein Freund ist einundzwanzig.«

»Schön, und wie steht es mit Eurem Alter?«

»Ist das wichtig, Hochwürden?«

»In der Tat.« Matteo bezwang seine aufkommende Ungeduld und sprach ruhig weiter. »Weil eine Sünde bei einem achtzehnjährigen Heißsporn anders zu bewerten ist als bei einem vierzigjährigen Mann.«

»Das leuchtet ein. Ich bin, äh, auch einundzwanzig.«

»Also noch ein junger Mann. Und nun erzählt mir, was Euch und Euren Freund bedrückt. Zuvor aber noch eine Frage: Wäre es nicht besser, wenn er ebenfalls zur Beichte käme?«

»Zweifellos, Hochwürden.«

»Und warum tut er es nicht?«

»Ich hoffe, er tut es.«

Matteo gewann allmählich den Eindruck, dass sein Gegenüber ihm die Zeit stehlen wollte. Wahrscheinlich handelte es sich bei dem Vergehen, das ihm gleich zu Ohren kommen würde, nur um eine Belanglosigkeit, vielleicht war das Ganze sogar nur ein Studentenstreich, bei dem es darum ging, einen Priester an der Nase herumzuführen. Bologna, die altherwürdige Universitätsstadt, in der seine Kirche stand, wurde zwar allgemein *la dotta*, »die Gelehrte«, genannt, man hätte sie aber genauso gut *la irriverenta*, die »Respektlose«, oder *l'atea*, »die Gottlose«, rufen können. »Ich denke, wir sollten keine Zeit mehr verlieren. Also bitte, beginnt.«

»Jawohl, Hochwürden. Ich muss vorausschicken, dass es sich bei meinem Freund um den Sohn eines der reichsten Männer der Stadt handelt. Der Vater ist Seidenkaufmann.«

»Seidenkaufmann?«

»Ja, er besitzt ein prächtiges Anwesen in der Via ... aber der genaue Wohnort tut nichts zur Sache. Jedenfalls liegt das Anwesen in der Gemeinde San Mamolo.«

»Fahrt fort.« Matteo wusste, dass in der Gemeinde San Mamolo tatsächlich eine Reihe gut betuchter Seidenkaufleute lebte. Vielleicht, überlegte er, handelt es sich doch nicht um einen Studentenstreich. Immerhin wird Bologna auch die Stadt der Seidenweberei genannt.

»Der Vater meines Freundes gab eines Tages ein großes Fest in seinem Haus. Er hatte es von langer Hand vorberei-

ten lassen, denn das Ereignis sollte alles in den Schatten stellen, was die Gemeinde je gesehen hatte. Wem die Ehre zuteilwurde, eine Einladung zu erhalten, nahm dies zum Anlass, seine schönsten Gewänder hervorzuholen. Seide, Atlas und Brokat, schillerndes Organza, feinstes Tuch und edelster Schmuck bestimmten das Bild, als die Gäste zur genannten Stunde eintrafen. Überall blitzten goldene Ketten und Juwelen auf, erlesene Aromen von Duftkugeln durchzogen die Räume. Man lachte und plauderte, übergab der Dienerschaft beim Hereinkommen die pelzverbrämten Übermäntel, und der Vater meines Freundes begrüßte jeden Gast persönlich. Nicht nur, weil dies die Höflichkeit gebot, sondern auch, weil viele der Geladenen zu den Honoratioren der Stadt gehörten, die ihm bei seinen vielfältigen Geschäften von Nutzen sein konnten. Zu alledem spielten die besten Musikanten auf. Der Klang von Schalmeyen, Flöten und Fiedeln füllte die Räume, Trommel und Triangel gaben den Takt dazu an.«

An dieser Stelle räusperte sich Matteo und sagte: »Es mag ein Merkmal unserer Zeit sein, dass manch einem die Zurschaustellung von Prunk und Pracht fast wichtiger erscheint als die Luft zum Atmen. Aber allein darin kann ich noch keine schwerwiegende Sünde erkennen. Im Übrigen: Welche Rolle spielte Euer Freund bei der Feier? Bisher habt Ihr ihn mit keiner Silbe erwähnt.«

»Mein Freund, Hochwürden, war an der Seite seines Vaters. Er war zum Nachfolger des Handelshauses bestimmt und sollte bei dieser Gelegenheit in die Gesellschaft eingeführt werden.«

»Ihr sprecht stets nur von dem Vater. Wo war die Mutter bei diesem Fest?«

»Der Vater ist Witwer. Seine Frau starb vor einigen Jahren an Bluthusten. Doch lasst mich weitererzählen: Nach der

Begrüßung führte der Vater seine Gäste zu dem großen Festsaal, in dem getafelt werden sollte. Auf den Tischen bog sich alles, was Küche und Keller hergegeben hatten: erlesenste Speisen von Rind, Lamm und Wildschwein, dazu Braten und Pasteten, Würste und Schinken – Fleisch, so weit das Auge reichte, eine Orgie aus Fleisch, der die Vielfalt des Geflügels in nichts nachstand. Der Gaumen des Feinschmeckers konnte wählen zwischen Fasan und Wachtel, Kapaun, Schwan und sogar Pfau. Fische und Suppen hingegen gab es nicht, denn der Vater war der Meinung, derlei fade Kost sei der Fastenzeit vorbehalten. Stattdessen lockten die verschiedensten kandierten Früchte und feinstes Zuckerwerk – Stück für Stück so delikater angerichtet, dass den Gästen das Wasser im Munde zusammenlief.«

Matteo erging es in diesem Augenblick ähnlich, denn das Einzige, was er bisher zu sich genommen hatte, war ein Becher Brühe am Morgen – der Rest einer Gemüsemahlzeit, die Dovizio für sie beide am Tage zuvor aufs Feuer gesetzt hatte. Der Küster war kein guter Koch und würde es niemals werden, doch Matteo war froh, dass er überhaupt jemanden hatte, der in dem kleinen Wohnhaus neben San Simeone die Küchenarbeit für ihn erledigte. Laut sagte er: »Eure Schilderung lässt an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig. Allerdings habt Ihr mir noch nicht verraten, welche Rolle Ihr bei der Feier gespielt habt. Wart Ihr selbst anwesend?«

»Nein, Hochwürden. Es ist so, dass mein Freund mir die gesamte Geschichte bis ins Kleinste berichtet hat, vielleicht, weil es ihm half, die große Schuld, die er auf sich lud, besser zu ertragen.«

»Ich verstehe.« Matteo sah ein, dass er sich noch gedulden musste.

»Nachdem die Gäste den Speisen kräftig zugesprochen hatten und die Diener nicht müde geworden waren, roten



Lambrusco aus gläsernen Karaffen nachzuschicken, lockerte sich die Stimmung mehr und mehr auf. Das Geschehen verlagerte sich in die große Säulenhalle, die zum Garten hin offen ist. Die Dämmerung setzte ein. Fackeln und Lampons verbreiteten Licht, Kohlebecken spendeten angenehme Wärme. Die Musikanten folgten den Gästen und setzten ihre Darbietung auf einer Bühne in der Halle fort. Die Melodie einer langsamen Pavane erklang, als Aufforderung, den Abend mit einem Schreittanz zu eröffnen.

Doch bevor die ersten Schritte gesetzt wurden, ergriff der Vater das Wort. Er nutzte die Gelegenheit, um seine Gäste noch einmal in aller Form zu begrüßen und sie mit einem eigens zu diesem Zweck verfassten Poem zu erfreuen. Das Gedicht war einfach, kam ohne rhetorische Effekte und ohne geschwollene Worte aus und erhielt deshalb großen Beifall. Der Vater bedankte sich mit einer kleinen Verbeugung. Er wusste: Das Schreiben von Versen machte Eindruck. Es war in der feinen Gesellschaft Bolognas ebenso in Mode wie das Tragen von bunten Baretten oder tief geschlitzten Ärmeln.

Nachdem der Applaus verklungen war, forderte der Vater eine alte Freundin zur Pavane auf, um den Anfang zu machen. Obwohl der Wein ihm schon zu Kopf gestiegen war, gelang es ihm, die Schrittkombinationen nach links und rechts mit der gebotenen Würde auszuführen, und alsbald taten es ihm mein Freund und die anderen Herren mit ihren Damen nach. Anschließend erklang eine Gaillarde, ein Springtanz, der Kraft und Ausdauer erforderte, weshalb mehrere ältere Paare die Tanzfläche verließen.

So reihte sich Tanz an Tanz, und mancher Gast dachte bereits an den Aufbruch, als der eigentliche Höhepunkt des Abends nahte. Er kündigte sich an mit einem machtvollen Anschwellen der Musik, die lauter und immer lauter wurde,

um dann ganz plötzlich auszusetzen. In der entstehenden Stille trat ein zierlicher Mann auf die Tanzfläche. Er trug ein Kostüm wie ein neapolitanischer Pulcinell, hatte eine Zipfelmütze auf dem Kopf und ein sackartiges, knöchellanges Hemd über dem Leib. Das Hemd bestand lediglich aus braunen und roten Flecken – ein Aufzug, der im Vergleich zu den kostbaren Gewändern der Gäste lächerlich wirkte und deshalb umgehend für Heiterkeit sorgte.

Der zierliche Mann schien das Lachen kaum zu hören. ›Mein Name ist Pamfalon‹, sagte er mit großem Ernst, ›ich bin Patron einer Gauklertruppe, die sich schlicht *Le Giocolieri* nennt. Wir haben an diesem Abend die Ehre, Euch mit unseren Künsten zu erfreuen.‹ Während er das sagte, war er wie zufällig an einigen der Umstehenden vorbeigegangen, machte halt und fragte: ›Vermisst Ihr nichts?‹

Die Gäste schauten sich an und schüttelten die Köpfe.

Pamfalon griff in eine seiner tiefen Taschen. ›Dann fehlt Euch dieses sicher auch nicht.‹ Seine Hand tauchte auf und präsentierte im Licht der Lampions einige Broschen und Fibeln. Erstaunte Rufe der Besitzer, die erst jetzt ihr Eigentum vermissten, waren die Antwort.

›Ihr sollt alles, was Euch gehört, zurückbekommen‹, versicherte Pamfalon und steckte die Gegenstände in seine Tasche zurück. Dann nickte er einer jungen Frau zu. ›Eine der Broschen gehört Euch. Holt sie Euch heraus.‹

Als die junge Frau ihn unsicher ansah, gestattete er sich ein Lächeln. ›Oder fürchtet Ihr Euch vor einem alten Mann?‹

Die Frau kicherte verlegen, doch dann griff sie zu und machte ein verduzttes Gesicht.

Pamfalon fragte: ›Findet Ihr nichts?‹

›Nein, eben war die Brosche doch noch ...?‹

Daraufhin bat Pamfalon einen stattlichen Herrn, sein Ei-

gentum zurückzunehmen, und auch dieser fand nichts in der Tasche.

So ging es weiter, sehr zum Erstaunen aller Gäste, die mittlerweile einen Halbkreis um Pamfalon gebildet hatten. Der zierliche Mann trat einige Schritte zurück, damit jeder ihn gut sehen konnte, und sagte: ›Vielleicht ist es kein Zufall, dass meine Tasche leer war. Ich bitte diejenigen, die etwas vermissen, ihre Kleidung zu überprüfen.‹

Die Gäste taten, wie ihnen geheißen, und zur Verblüffung aller befand sich jedes der verschwundenen Schmuckstücke wieder an seinem ursprünglichen Platz.

›Das ging nicht mit rechten Dingen zu!‹, rief einer. ›Wie habt Ihr das nur fertiggebracht?‹

Pamfalon streckte ihm seine Hände entgegen. ›Damit, Messer, mit nichts anderem. Seid versichert, es war keine Zauberei im Spiel. Die Kunst, Gegenstände verschwinden und wieder auftauchen zu lassen, verlangt nur etwas Geschicklichkeit und Ablenkung, nicht mehr.‹

Auch wenn es über das Vorstellungsvermögen der Gäste hinausging, glaubten sie dem zierlichen Mann, und dieser schien erleichtert ...«

Hier unterbrach Matteo die ungewöhnliche Beichte und sagte: »Der Gaukler-Patron kann von Glück sagen. Nicht jedes Mal lässt sich ein Verdacht so leicht ausräumen.« Er dachte an eine Hexenverbrennung, die noch keine fünf Jahre zurücklag. In Rom war es gewesen, wo eine Frau auf dem Scheiterhaufen qualvoll starb. Er wusste nicht, was man ihr vorgeworfen hatte, außer, dass sie rothaarig war, er wusste nur, dass der Ankläger Girolamo Menghi hieß, ein Franziskaner-Minorit und ein großer Glaubenseiferer obendrein, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, jegliche Art von Besessenheit und Zauberei zu verfolgen. Menghi war im Klerus durchaus nicht unumstritten, und auch Matteo gehörte

zu den Zweiflern, die mehr Besonnenheit und weniger Blindgläubigkeit anmahnten. Nicht zuletzt, weil vielerorts Aberglaube und Astrologie, dazu der Einfluss von mystischen Worten und Zahlen sowie das Bekenntnis zu der verborgenen Kraft von Edelsteinen zusehends um sich griffen. »Nun fährt fort.«

»Jawohl, Hochwürden. Ich sagte, Pamfalon, der Gaukler-Patron, sei erleichtert gewesen, als er sah, dass man seine Darbietung nicht für Zauberei hielt. Er setzte sein Programm fort, wobei er es sich nicht nehmen ließ, einige Male zu erklären, welche Täuschung sich hinter dem Kunststück verbarg. Auch bei dem Trick mit dem Seidentuch verfuhr er so. Er bat einen der anwesenden Gäste zu sich und hieß ihn, sich auf einen bereitgestellten Stuhl zu setzen. Dann verwickelte er den Mann in ein Gespräch und begann, ein rotes Seidentuch in sein linkes Ohr zu stopfen. Die Gäste lachten und fragten sich, was als Nächstes geschehen würde. Sie sollten nicht lange warten müssen. Pamfalon wanderte um den Mann herum und zog zur Verblüffung aller das Tuch aus dem anderen Ohr heraus.

»Das ging nicht mit rechten Dingen zu!«, rief wieder einer. Doch Pamfalon erklärte, er habe – unter aller Augen, doch unbemerkt – zuvor ein gleiches Tuch in das andere Ohr gestopft. Zum Beweis zog er das erste Tuch aus dem linken Ohr heraus. »Seht Ihr, edle Herrschaften, zur Täuschung bedarf es nur einiger Geschicklichkeit und Ablenkung.« Er hielt inne und fuhr fort: »Und in diesem Fall zweier gleicher Tücher.«

Die Gäste klatschten.

Pamfalon bedankte sich bei dem Mann und entließ ihn. »Bei der folgenden Darbietung werden jedoch weder Ablenkung noch Geschicklichkeit zum Einsatz kommen«, kündigte er an, woraufhin einige der Gaukler eine schwere Tru-

he auf die Tanzfläche trugen. Ein Jüngling, keine sechzehn Jahre alt, folgte der Truhe und verbeugte sich in alle Richtungen.

›Das ist mein Sohn Leonello‹, stellte Pamfalon ihn vor.  
›Bitte achtet genau darauf, was er tut.‹

Leonello hob den Deckel an und kletterte in das Behältnis, bis er vollständig verschwunden war. Nur sein Arm reckte sich noch einmal nach oben und schloss den Deckel. Pamfalon verriegelte die Truhe. Darüber hinaus bat er zur allgemeinen Erheiterung zwei gewichtige Gäste, sich auf den Deckel zu setzen, um auf jeden Fall zu verhindern, dass Leonello aus seinem Gefängnis ausbrechen könne.

Dann geschah erst einmal nichts.

Alle starrten auf die Truhe. Die beiden gewichtigen Herren. Die Gäste. Der Vater. Und mein Freund. Sie warteten, dass etwas geschehe, doch es geschah nichts – nur Pamfalon lächelte fein. Als die Spannung schließlich in Unruhe umzuschlagen drohte, sagte er: ›Edle Herrschaften: Niemand wird es mir glauben, aber mein Sohn war die ganze Zeit nicht eingeschlossen. Er war die ganze Zeit unter Euch!‹

Kaum hatte er das gesagt, trat Leonello aus der Mitte der Gäste heraus, ging zu seinem Vater und verbeugte sich nach allen Seiten.

Ungläubiges Staunen schlug ihm entgegen.

›Schaut ihn Euch genau an‹, befahl Pamfalon. ›Er ist es.‹

Das taten die Gäste. Und sie mussten erkennen, dass es sich um keinen anderen als Leonello handelte.

›Das ging nicht mit rechten Dingen zu!‹, rief zum dritten Mal einer.

›Doch, das tat es‹, widersprach Pamfalon. ›Lasst es mich Euch beweisen.‹ Er trat an die Truhe heran, entriegelte das Schloss und hob den Deckel.

Alle hielten den Atem an.

Aus der Truhe stieg Leonello. Oder besser: ein Jüngling, der ihm aufs Haar glich.

Pamfalon wies mit der Hand auf beide. »Darf ich vorstellen, edle Herrschaften: meine Söhne Leonello und Leonardo. Sie sind Zwillinge, die niemand auseinanderzuhalten vermag – und sie sind der Beweis dafür, dass soeben alles mit rechten Dingen zugeht.«

Erneut brandete Beifall auf.

Als er verebbte, setzte die Musik wieder ein. Fidel, Trommel und Schellenring spielten eine schnelle Moriskenmelodie, eine Weise, die sich bei Hofe und Adel zunehmender Beliebtheit erfreute, da der dazugehörige Tanz von Kraft und körperlicher Gewandtheit geprägt war. Doch wer sollte ihn ausführen?

Ein dritter Jüngling erschien, noch knabenhafter in seiner Erscheinung als Leonello und Leonardo, doch ungleich auffälliger gekleidet. Er trug ein mit Adlerfedern geschmücktes Barett, ein salamandergrünes Wams, eine resedafarbene Puffhose und storchenrote Beinlinge.

›Meine Tochter Lavinia!«, rief Pamfalon nicht ohne Stolz.

›Eure Tochter?«, kam es ungläubig zurück.

Pamfalon lachte zum ersten Mal an diesem Abend. ›So ist es, edle Herrschaften. Denn unter buntem Tuch lässt sich vieles verbergen: Armut oder Reichtum, Alter oder Jugend, Mann oder Frau. Lavinia jedenfalls ist eine Frau. Sie wird tanzen für Euch, und sie wird Euch – er machte eine bedeutungsvolle Pause – ›ganz sicher in ihren Bann schlagen.«

Sowie seine letzten Worte verklungen waren, riss Lavinia sich das Barett vom Kopf, und schwarze, lockige Haare quollen hervor.

Ein Raunen ging durch die Gäste. Die Musik wurde lauter und schneller. Lavinia begann zu tanzen. Sie wiegte sich im Rhythmus der Melodie, flocht eine erste Körperdrehung

in ihre Darbietung ein. Es folgte einer der für den Moriskentanz charakteristischen Sprünge, dann ein zweiter, ein dritter, wobei sie Hände und Finger auf seltsame Art kreisen ließ. Tiefe, nie gehörte Laute entrangen sich ihrer Kehle. Sie wirkte wie ein schönes Tier, wie eine Katze, mal schien sie sich an die Gäste heranzupirschen, mal schien sie auf der Flucht zu sein. Doch ständig blieb sie in Bewegung, ihr Körper spannte und entspannte sich mit akrobatischer Fertigkeit, ihre Füße berührten den Boden kaum. Dann, mit einem gewaltigen Sprung, landete sie wieder in der Mitte der Tanzfläche, wo weitere Gaukler erschienen waren, um gemeinsam mit ihr weiterzutanzten.

Als bald folgten einige der Gäste dem Beispiel. Die mutigsten und jüngsten waren es, und auch mein Freund war unter ihnen. Er und Lavinia fanden sich im Spiel der gemeinsamen Bewegungen, sie tanzten umeinander herum, aufeinander zu und voneinander fort, ergänzten sich auf ideale Weise, und wenn Lavinias Schritte zuvor denen einer jagenden Katze geglichen hatten, so schien sie jetzt selbst die Gejagte zu sein. Denn immer näher kam mein Freund ihr, immer stärker schien er sie zu bedrängen – bis sie sich abermals mit einem gewaltigen Sprung von ihm löste und einen Arm hochriss, um der Musik Einhalt zu gebieten.

Die Melodie brach ab. Die Tänzer hielten atemlos inne und verließen die Tanzfläche. Gleiches taten die Gaukler. Nur Lavinia und mein Freund blieben. Sie sahen sich schweigend an, und sie spürten, dass der Tanz ein Band um sie geknüpft hatte. Pamfalon, der sich die ganze Zeit im Hintergrund gehalten hatte, trat hinzu und wandte sich an die Gäste: ›Edle Herrschaften, der Moriskentanz soll nur der Auftakt zu einer weit ungewöhnlicheren Darbietung gewesen sein, denn meine Tochter Lavinia beherrscht eine Kunst, die ihresgleichen sucht. Zur Ausübung dieser Kunst

bedarf es äußerster Ruhe – und eines Freiwilligen. Wer von Euch traut es sich zu, ihr zu assistieren?<

›Ich!<, rief mein Freund, bevor ihm ein anderer zuvorkommen konnte. ›Ich traue mir das zu.<

Einen Herzschlag lang sah es so aus, als sei es Pamfalon nicht recht, dass mein Freund die Aufgabe übernahm, doch der Augenblick ging vorüber, und der Gaukler-Patron sagte: ›Wohlan, Lavinia, beginne rasch, denn ich glaube, dass dein Assistent bereits sehr müde ist.<

Die Gäste lachten, da mein Freund alles andere als müde wirkte. Er hatte vielmehr nur Augen für Lavinia. Diese schien es nicht zu bemerken. Sie hob abermals einen Arm, und sofort kehrte Ruhe ein. ›Ich glaube, mein Vater hat recht<, sagte sie mit dunkler, eindringlicher Stimme, einer Stimme, die in seltsamem Gegensatz zu ihrem schlanken Körper stand. ›Ihr seid müde.<

Mein Freund lachte. Doch dann begegnete er Lavinias Augen, und sein Lachen erstarb. Er wusste nicht, warum, aber irgendetwas war in ihrem Blick, das ihn fesselte. Waren es zuvor ihr Tanz und ihre Ausstrahlung gewesen, die ihn in ihren Bann gezogen hatten, so waren es jetzt die Augen. Es waren bernsteinfarbene Augen, Augen von tiefer Unergründlichkeit, Augen, durch die sie zu sprechen schien.

›Ihr seid müde<, wiederholten die Augen, ›sehr müde, es wäre besser, wenn Ihr Euch schlafen legtet.<

Während dieser Worte hatten mehrere Gaukler ein Bett mit Decken und Daunenkissen herbeigetragen und stellten es neben Lavinia ab. Mein Freund bemerkte es nicht. Alle seine Sinne konzentrierten sich auf die Augen vor ihm.

›Wollt Ihr Euch schlafen legen?<, fragten die Augen.

Mein Freund nickte.

›Das ist gut, denn es ist kalt. Sehr, sehr kalt. Es war lange nicht so kalt wie heute. Friert Euch?<<



»Verzeiht, wenn ich Euch abermals unterbreche«, sagte Matteo, dem die Kälte selbst in die Glieder kroch. Man schrieb Anfang Januar, und in seiner Kirche herrschten eisige Temperaturen. San Simeone war schon immer ein armes Gotteshaus gewesen, in dem an allem gespart werden musste, selbst am Holz zum Heizen. Anders als in San Rocco, einer prächtigen Basilika, die nur wenige hundert Schritte entfernt lag. Dort waltete Pater Edoardo seines Amtes und las alljährlich die Messe anlässlich der Prozession der Seidenweber, eines farbenprächtigen Umzuges, der durch das gesamte Viertel führte und erst vor dem mit Blattgold und Juwelen geschmückten Altar endete. Der heilige Rocco war der Schutzpatron der Seidenweber, und diese ließen es sich nicht nehmen, ihm für seine Hilfe zu danken, indem sie seiner Kirche großzügige Geschenke machten. Doch Matteo wollte nicht undankbar sein. Er war ein Spätberufener, der viele Jahre als Medicus gearbeitet hatte, bevor ein einschneidendes Erlebnis ihn dazu bewog, sein Leben dem Dienst an Gott zu widmen, und er war froh, in San Simeone sein eigenes, bescheidenes Reich gefunden zu haben. Wenn es doch bloß nicht so bitterkalt wäre! »Braucht Ihr für Euren Bericht noch lange?«, fragte er.

»Ich fürchte, es dauert noch ein wenig, Hochwürden.«

Matteo zog die Kutte enger um den Leib. »Nun ja, nirgendwo steht geschrieben, dass eine Beichte kurz sein muss. Allerdings ist mir bisher nicht klar geworden, welcher Sünde Ihr Euch schuldig gemacht habt. Fahrt fort.«

»Danke, Hochwürden. Lavinia fragte also meinen Freund, ob ihn friere, woraufhin dieser nickte.

›Das ist kein Wunder‹, sagte sie, ›denn Ihr seid völlig unbekleidet. Seht nur an Euch herunter, Ihr habt überhaupt nichts an. Habt Ihr etwas an?‹

Mein Freund schüttelte den Kopf.

Einige der Gäste lachten, doch Lavinia hob den Arm und gebot Ruhe. ›Ihr müsst zu Bett, denn Ihr seid nackt und müde. Und Euch ist kalt. So kalt, dass Ihr mit den Zähnen klappert.‹

Mein Freund nickte und klapperte mit den Zähnen.

›Nun legt Euch hin. Und deckt Euch sorgfältig zu, denn es ist kalt. Und wenn Ihr Euch zugedeckt habt, werdet Ihr schlafen. Ihr werdet tief schlafen, ganz tief, und alles, was um Euch herum geschieht, werdet Ihr nicht erkennen. Es wird sein wie ein Traum. Und wenn ich mit den Fingern schnippe, werdet Ihr wach werden und Euch an nichts erinnern.‹

Mein Freund ging zum Bett und legte sich hinein. Seine Bewegungen glichen denen einer Maschine, sein Gesichtsausdruck war leer. Die Gäste starrten ihn an. Sie sahen, wie er die Augen schloss und sofort einschlief.

›Das ist vorher abgesprochen!‹, platzte einer der Gäste heraus. ›Ich wette, der Junge schläft nicht. Der tut nur so.‹

›Richtig, das Ganze ist ein abgekartetes Spiel, bekräftigte ein Zweiter.

Und ein Dritter meinte: ›Selbst wenn es kein Spiel sein sollte, bei mir würde der Blick nicht wirken.‹

Pamfalon, der auf den letzten Rufer aufmerksam geworden war, wandte sich höflich an ihn: ›Wenn Ihr einverstanden seid, Messer, nimmt Lavinia Euch beim Wort. Kommt auf die Tanzfläche und schaut ihr in die Augen.‹

Die Aufforderung kam dem Mann – es handelte sich um jenen, dem Pamfalon das Tuch aus dem Ohr gezogen hatte – jedoch zu plötzlich. Der Mut verließ ihn. Er murmelte irgendetwas und tauchte in der Menge der Gäste unter.

Dafür meldete sich ein anderer. Ein munterer Vierziger, der als *gargiolaro* zu Geld gekommen war. ›Wir Seilmacher sehen immer gern einer schönen Frau in die Augen!‹, rief er laut und hatte die Lacher auf seiner Seite.

Doch als er Lavinia gegenüberstand, verstummte er.

›Ein Seilmacher seid Ihr also‹, sagten Lavinias Augen.  
›Das ist ein schöner Beruf. Ich sehe, wie Ihr in Eurer Werkstatt steht und die Fäden mit der Seilerkurbel zusammendreht. Seht Ihr Euch auch? Ihr steht an der Seilerkurbel und stellt ein kräftiges Tau her. Seht Ihr Euch?‹

Der *gargiolaro* nickte.

›Dann dreht nur weiter an der Kurbel.‹

Der Mann begann, ein unsichtbares Rad zu drehen.

›Ihr werdet so lange die Kurbel betätigen, bis ich mit dem Finger schnippe. Dann werdet Ihr aufhören und Euch an nichts erinnern. Habt Ihr das verstanden?‹

Der *gargiolaro* nickte, während seine Hand unablässig das unsichtbare Rad drehte.

Auf den Gesichtern der Gäste spiegelte sich eine Mischung aus Ungläubigkeit und Belustigung wider. Doch Lavinia hatte schon weitere Gäste zu sich gebeten. Während der *gargiolaro* fortfuhr, sein Rad zu drehen, und mein Freund im Bett tief zu schlafen schien, sorgte sie dafür, dass ein alter Mann, der unter ständiger Heiserkeit litt, ein fröhliches Karnevalslied anstimmte, weil er glaubte, die Zeit der Masken und der Tänze sei gekommen.

Es folgten zwei Frauen, die allgemein als spinnefeind bekannt sind. Nachdem Lavinias Augen zu ihnen gesprochen hatten, umarmten sie sich, herzten einander und küssten sich auf die Wangen.

Danach kam ein eher billig gekleideter Mann, Umberto Fanti mit Namen, der als einer der geizigsten Kaufleute Bolognas gilt. Seine Hand, die sonst jeden Baiocco zwei Mal umdreht, bevor sie ihn ein Mal ausgibt, verteilte großzügig Scudi, die hundert Mal wertvoller waren. Die Gäste wussten kaum, wie ihnen geschah.

So ging es weiter. Immer wieder bewirkte die Kraft von

Lavinias Augen eine seltsame Entrückung, und immer wieder, wenn sie mit dem Finger schnippte, schien es, als würden die Menschen aus einer anderen Welt erwachen. Niemand konnte sich an das erinnern, was in der Zwischenzeit geschehen war, nicht der *gargiolaro*, der verwundert auf seine Hände starrte, nicht der alte Herr, der wieder heiser war, nicht die beiden Frauen, die sich spinnefeind wie eh und je waren, und auch nicht der geizige Umberto Fanti.

Zuletzt ging Lavinia abermals zur Mitte der Tanzfläche, wo das Bett stand, in dem mein Freund schlief. Sie weckte ihn, und er stand auf. ›Wisst Ihr, warum Ihr Euch in dieses Bett gelegt habt?‹, fragte sie.

Mein Freund verneinte.

›Wisst Ihr, dass Euch sehr kalt war?‹

›Nein.‹

Dann wisst Ihr auch nicht, dass Ihr sicher wart, völlig nackt zu sein.‹

Mein Freund schaute erschreckt an sich herab. Als er sah, dass er vollständig angekleidet war, wirkte er erleichtert.

Die Gäste schmunzelten, doch manche unter ihnen begannen wieder zu zweifeln. War das alles wirklich keine Zauberei, keine geheime Magie?

Als hätte Pamfalon ihre Gedanken erraten, ergriff er rasch das Wort und rief: ›Edle Herrschaften, wie Ihr Euch sicher erinnert, sagte ich, dass hinter den Kunststücken des heutigen Abends nichts anderes als Geschicklichkeit und Ablenkung stehen. Genauso verhält es sich auch mit Lavinias Darbietung.‹

›Nun gut, das mag sein‹, rief einer der Herren und schwenkte ein Glas Wein dabei, ›aber Ihr habt uns bisher jedes Mal erklärt, welcher Trick sich hinter dem Kunststück verbirgt. Was ist das Geheimnis von Lavinias Augen?‹

Pamfalon antwortete: ›Messer, bitte glaubt mir, es gibt für

alles eine Erklärung, auch für dieses Geheimnis. Aber erlaubt, dass ich es nicht lüfte. Es muss Dinge geben, die nur wir Gaukler kennen, denn wenn es nicht so wäre« – er lächelte schief –, »wie sollten wir dann noch Zuschauer finden.«

»Richtig«, rief der Vater, der sich auf seine Pflichten als Gastgeber besann, »ein Geheimnis, das keines mehr ist, hat seinen Wert verloren. Wir wollen in den Festsaal zurückgehen und weiterfeiern.««

»Halt«, gebot Matteo leise, aber energisch an dieser Stelle, »ich habe Euch bisher sehr gut zugehört, und abgesehen davon, dass die Gäste des Abends sich zweifelsohne der Völlerei schuldig gemacht haben, kann ich noch immer nicht erkennen, was Eure Schuld in diesem Zusammenhang ausmachen soll. Wenn ich Euch richtig verstanden habe, seid Ihr ein Freund des Sohnes und wart an jenem Abend gar nicht dabei.«

»So ist es, Hochwürden«, kam die Antwort von der anderen Seite des Beichtstuhls. »Wartet noch ein wenig, dann werdet Ihr es erfahren.«

»Nun gut, ich höre.«

»Im Festsaal feierten, schmausten und tranken die Gäste noch bis spät in die Nacht, und der Vater bemühte sich, die wichtigsten Besucher von den Vorzügen seines Sohnes zu überzeugen. Er sprach von seinem wachen Verstand, seiner umfassenden Bildung, seinen angenehmen Umgangsformen und wurde nicht müde, ihn als seinen Nachfolger in den höchsten Tönen zu loben. Doch seine Versuche waren wenig erfolgreich, denn sein Freund wirkte die ganze Zeit mehr oder weniger abwesend. Er machte den Eindruck, als befände er sich nicht im Festsaal, sondern irgendwo an einem entfernten Ort. In einem unbeobachteten Augenblick verließ er tatsächlich den Saal und strebte in die Säulenhalle,

in der zuvor die Gaukler aufgetreten waren. Er hegte die Hoffnung, Lavinia zu treffen. Wer ihn gefragt hätte, warum er so erpicht darauf war, noch einmal die Tochter des Gauklers zu sehen, dem wäre er die Antwort schuldig geblieben. Er wusste es nicht. Er fühlte sich nur magisch von ihr angezogen.

In der Säulenhalle stellte sich heraus, dass Pamfalon und seine Truppe das Haus bereits verlassen hatten. Mein Freund fragte die Bediensteten, wohin die Spielleute verschwunden seien, doch niemand konnte ihm Auskunft geben. Da machte er sich auf die Suche. Er nahm eine Laterne und ging mit ihr die Straßen rund um das Anwesen seines Vaters ab. Es war schon tief in der Nacht, kaum jemand war im Viertel noch auf den Beinen, und die wenigen Menschen, denen er begegnete, konnten ihm ebenfalls nichts zum Verbleib der Gaukler sagen.

Sie waren wie vom Erdboden verschwunden.

Als er unverrichteter Dinge nach Hause zurückkehrte, war der Vater noch auf und machte ihm heftige Vorwürfe. Er klagte, mein Freund habe ihn durch sein Verhalten bloßgestellt, ja, sogar lächerlich gemacht. Wie wolle er jemals in seine Fußstapfen treten, wenn er nicht einmal in der Lage sei, den Gästen Rede und Antwort zu stehen, sondern stattdessen einfach fortlaufe?

Mein Freund sagte dazu nichts. Er bat, auf sein Zimmer gehen zu dürfen, er sei müde.

Am anderen Tag machte er sich erneut auf die Suche nach den Gauklern. Er forschte den ganzen Vormittag nach ihnen, fragte Gott und die Welt, bis ihm schließlich Conor, ein Bettler, der auf der Piazza Maggiore um Almosen bittet, gegen ein paar Baiocchi weiterhalf. Conor sagte, Pamfalon sei mit seiner Truppe auf dem Weg nach dem Dörfchen Bentioglio, dort wolle man im Schutz des Kastells ein Lager auf-

schlagen und in den nächsten Tagen einige Vorstellungen geben.

Mein Freund bedankte sich und eilte nach Hause, wo er ein Pferd bestieg, um die Stadt zu verlassen und auf der Via Ferrarese nach Norden zu reiten. Nach gut zwei Stunden erreichte er Bentivoglio. Pamfalon und die Seinen waren kurz zuvor eingetroffen. Fünf einfache Wohnwagen hatte man zu einem Kreis aufgestellt. In der Mitte des Kreises legte Pamfalon mit seinen Gauklern letzte Hand an den Aufbau des Zuschauerzertes. Als er meinen Freund sah, hob er überrascht die Augenbrauen. ›Messer, Ihr hier? Was ist der Grund für Euer Erscheinen?‹

Mein Freund hatte während des gesamten Ritts darüber nachgedacht, welche einleuchtende Erklärung er dafür geben könne, doch ihm war nichts Gescheites eingefallen. Deshalb sagte er: ›Ich bin auf dem Weg nach Ferrara. Es ist reiner Zufall, dass ich dir und deinen *Giocolieri* begegne. Doch da wir uns schon getroffen haben, möchte ich die Gelegenheit nutzen und dich bitten, mir etwas zu verkaufen.‹

›Was könnte ich Euch schon verkaufen?‹

›Das rote Tuch, das du einem der Gäste meines Vaters durch den Kopf gezogen hast.‹

Pamfalon lächelte flüchtig. ›Ihr wisst, dass dies so nicht geschah. Es bedurfte vielmehr zweier Tücher, um den Schein zu erwecken. Doch es wird mir eine Ehre sein, Euch beide Tücher zu überlassen – selbstverständlich als Geschenk. Geht nur hinein ins Zelt. Dort werdet Ihr Lavinia antreffen, die ein paar Sitzbänke aufstellt für die Zuschauer, die wir heute Abend erwarten. Lavinia hat die Tücher.‹

Mit klopfendem Herzen betrat mein Freund das Zelt. Nachdem er sich umgesehen hatte, entdeckte er Lavinia. Sie trug eine Männerhose aus einfachem Blautuch und ein Leinenhemd, das ihre Fraulichkeit kaum verhüllte. Über sein

Erscheinen schien sie sich nicht zu wundern. ›Ich ahnte, dass Ihr kommen würdet‹, sagte sie mit ihrer dunklen Stimme. ›Was kann ich für Euch tun?‹

›Ich sprach draußen mit deinem Vater über die beiden roten Tücher. Er möchte, dass du sie mir schenkst.‹

›So, möchte er das?‹ Lavinia kräuselte die Stirn. Dann griff sie in die Taschen ihrer Hose und zog beide Hände, zu Fäusten geballt, wieder heraus. ›Ratet, wo sie sind.‹

›Beim Raten habe ich nie Glück.‹ Mein Freund deutete auf die linke Faust.

›Falsch.‹ Lavinia öffnete die Hand. Sie enthielt nichts.

›Ich wusste es. Nun gut, dann eben die andere.‹

›Meint Ihr?‹ Spott blitzte in ihren Augen auf. Sie öffnete die rechte Faust. Auch sie war leer.

›Du willst mich foppen! Du hattest gar keine Tücher in den Taschen.‹

›So? Und was ist das?‹ Wie aus dem Nichts hielt sie in jeder Hand ein Tuch.

Mein Freund staunte. ›Wie hast du das gemacht?‹

Lavinia lächelte. ›Mit Geschicklichkeit und Ablenkung.‹

›Das möchte ich auch können! Würdest du es mir beibringen?‹

›Nein.‹

›Bitte! Was nützt mir ein Geschenk, wenn ich damit nichts anfangen kann.‹

Lavinia zögerte. ›Der Trick verlangt sehr viel Übung.‹

›Ich habe Zeit.‹

›Müsst Ihr nicht nach Hause zu Eurem Vater?‹

›Nein, er hat mich beauftragt, in Geschäften nach Ferrara zu reisen, und erwartet mich nicht vor zwei Wochen zurück.‹

›In zwei Wochen kann sehr viel geschehen.‹

›Wie meinst du das?‹



›Ach, nichts. Wollt Ihr mir beim Aufbauen der Sitzbänke helfen? Sie sind ziemlich schwer.«

›Gern.«

Gemeinsam stellten sie die Bänke auf. Als sämtliche Sitze in Reih und Glied standen, fragte mein Freund: ›Wo sind eigentlich deine Brüder, ich habe sie draußen nicht gesehen?«

›Sie sind unterwegs und werben für unsere Darbietung heute Abend. Sie jonglieren ein wenig mit Bällen und gehen auf den Händen, um die Aufmerksamkeit der Dorfbewohner zu erwecken. Aber ob es ihnen gelingt, sie zu uns zu locken, kann man nie genau wissen. Das Leben eines Gauklers ist hart. Einerseits ist es ein freies, unbeschwertes Dasein, andererseits stehen wir stets mit einem Bein im Gefängnis, weil man uns der Zauberei oder des Diebstahls verdächtigt. Wir sind nicht von Stand, wie Ihr es seid, Messer, man wirft uns mit Bettlern, Langfingern und Tagelöhnern in einen Topf. Wollt Ihr noch immer, dass ich Euch den Trick mit den roten Tüchern beibringe?«

›Ja«, antwortete mein Freund. ›Ja, das will ich.« Er griff nach ihrer Hand, um seine Absicht zu bekräftigen, doch sie entzog sie ihm. ›Lasst das.«

Er sah sie an. Ihre bernsteinfarbenen Augen schienen das ganze Gesicht zu beherrschen. Es war ein schmales Gesicht mit ausdrucksstarkem Mund, der den Eigenwillen seiner Besitzerin erahnen ließ. ›Du bist schön.«

›Spart Euch die Schmeicheleien. Ich weiß, was junge Herren damit bezwecken. Wollt Ihr nun den Trick erlernen oder nicht?«

›Gewiss, gewiss.«

›Dann schaut Euch die Tücher genau an. Sie sind mindestens fünf Ellen lang und wirken viel größer, als sie sind. Doch weil sie aus feinsten Seide hergestellt wurden, lassen

sie sich so stark zusammenknüllen, dass sie in die Schale einer Haselnuss passen.<

›Mit einem normalen Tuch wäre der Trick also nicht möglich?<

›Auf keinen Fall. Nur weil die Tücher sich so stark zusammendrücken lassen, können sie in einem Ohr verschwinden oder< – Lavinia machte zwei geschmeidige Handbewegungen – ›im Ärmel eines Hemdes.< In der Tat waren während ihrer letzten Worte beide Tücher schlagartig unsichtbar geworden.

›Das musst du mir noch einmal zeigen, aber langsam.<

Sie tat es.

›Ich staune. Darf ich es auch mal versuchen?< Mein Freund probierte es und scheiterte kläglich.

Lavinia lachte. Es war das erste Mal, dass er sie lachen sah. Aller Ernst war aus ihrem Gesicht gewichen und hatte einem strahlenden Leuchten Platz gemacht.

›Lass es mich gleich noch einmal versuchen.< Obwohl er sicher war, den Trick dieses Mal besser ausführen zu können, stellte er sich linksisch an, denn er hoffte, sie würde wieder so lachen.

Doch sie tat ihm den Gefallen nicht.

›Ihr müsst fleißig üben, sonst werdet Ihr niemals Erfolg haben,< sagte sie stattdessen. ›Und wenn Ihr den Bewegungsablauf beherrscht, seid Ihr noch immer nicht am Ziel, denn die Zuschauer sind flinker mit den Augen, als man glaubt. Es gilt, sie abzulenken. Das kann durch eine Geste sein, ein Wort oder ein Geräusch. Es kommt auf die Situation an. Sie zu erkennen und das Richtige zu tun, ist die eigentliche Kunst.<

›Glaubst du, ich werde sie erlernen können?<

Lavinia schaute ihn an. ›Ich glaube nicht. Vielleicht würde es Euch gelingen, aber Ihr wollt es nicht wirklich.<

›O doch! Bedenke, ich habe zwei Wochen Zeit, um mit dir zu üben.<

›Ich weiß. Wenn Ihr bei uns bleiben wollt, müsst Ihr meinen Vater um Erlaubnis fragen. Er ist der Patron. Und fragt ihn auch, ob Ihr Euer Pferd zu unseren Eseln stellen dürft, es muss schließlich irgendwo bleiben.<

›Danke, Lavinia.<

›Und nun geht, ich muss mich um das Abendessen kümmern.<

Mein Freund verließ das Zelt und suchte Pamfalon. Er fand den alten Mann im größten der Wohnwagen, wo er an einem Tisch saß und einen Apfel schälte.

Mein Freund fragte, ob er ein paar Tage bei den *Giocolieri* bleiben dürfe. Er würde gern die Tricks mit den Seidentüchern erlernen.

Pamfalon sah ihn an. ›Eure Bitte ist ungewöhnlich, Messer, sehr ungewöhnlich sogar.<

›Ich meine es ernst.<

Pamfalon steckte sich ein Stück Apfel in den Mund. ›Wenn ich Euch die Erlaubnis erteile, werdet Ihr früher oder später merken, dass ich immer zu sagen pflege, was ich denke. Und ich denke, es sind weniger die roten Seidentücher, die es Euch angetan haben, als vielmehr meine Tochter.<

Mein Freund wollte protestieren, aber Pamfalon winkte ab. ›Erspart Euch die Mühe. Wie gesagt, ich spreche aus, was ich denke. Wisset, Lavinia kann machen, was sie will. Sie ist alt genug. Sieben Jahre liegt es zurück, dass ihre Mutter starb. Sie war die Seele der *Giocolieri*. Bevor sie die Augen schloss, habe ich ihr eines schwören müssen: niemals zuzulassen, dass Lavinia auch nur ein Haar gekrümmt wird.<

›Ich würde mir lieber die Hand abhacken lassen, als Lavinia Schmerz zuzufügen.<

Pamfalon richtete die Spitze des Schälmessers auf meinen

Freund. ›Könnt Ihr das bei Gott dem Allmächtigen beschwören?‹

›Das kann ich.‹

›Gut, ich will Euch glauben. Doch solltet Ihr Euer Versprechen nicht einhalten, werde ich Euch mit diesem Messer töten.‹

›Das schreckt mich nicht.‹

Pamfalon musterte meinen Freund lange. Dann sagte er: ›Ich glaube nicht, dass du weißt, auf was du dich einlässt. Doch sei willkommen. Da du bei den täglichen Darbietungen nicht von Nutzen sein kannst, wirst du beim Auf- und Abbauen der Gerätschaften helfen, Wasser holen, Lasten tragen und all jene Dinge erledigen, die von den feinen Leuten als niedere Arbeiten bezeichnet werden. Ist das klar?‹

›Jawohl.‹

›Es heißt: Jawohl, Patron.‹

›Jawohl, Patron.‹

›Schön. Nur eines wirst du nicht: in meinem und Lavinias Wohnwagen schlafen. Such dir einen anderen Platz. Am Fuß der östlichen Kastellmauer gibt es einen Ziegenverschlag. Wird dir das genügen?‹

›Jawohl, äh, Patron. Darf ich mein Pferd zu euren Eseln stellen?‹

›Das darfst du. Und wenn du schon einmal da bist, kannst du auch gleich die Tiere füttern.‹

Mein Freund brachte sein Pferd zum Pferch der Esel, hängte den Tieren Futtersäcke um und füllte den Trog mit frischem Wasser. Es war eine Arbeit, die ihm leicht von der Hand ging, denn als Kind hatte er viel Zeit in den Stallungen seines Vaters verbracht. Anschließend legte er die wenigen Schritte zum Kastell zurück. Der Zahn der Jahrhunderte hatte an den Mauern des alten Bauwerks genagt, doch immer noch stand es trutzig in der Landschaft. Wie beschrie-

ben, befand sich an der östlichen Mauer ein Ziegenverschlag. Als mein Freund sich bückte, um hineinzugelangen, verzog er unwillkürlich das Gesicht, die gehörnten Bewohner hatten einen strengen Geruch hinterlassen. Er sah sich um. In einer der Ecken stand ein Reisigbesen. Er nahm ihn und kehrte damit notdürftig den Boden. Dann setzte er sich auf die nackte Erde.

Es dauerte nicht lange, da wurde ihm kalt, und die Gedanken begannen, in seinem Kopf zu kreisen. Nie zuvor war er allein fort gewesen. Immer hatte der Vater ihn begleitet. Was würde der Vater unternehmen, wenn er seine Abwesenheit bemerkte?

Er musste eingeschlafen sein, denn irgendwann wurde er durch lautes Lachen und Rufen wach. Draußen war es bereits dunkel. Woher kamen die Geräusche? Er verließ den Verschlag und erkannte, dass im Zelt eine Vorstellung lief. Schwacher Lichtschein drang durch die Planen nach außen. Er lief hinüber und stellte sich in den Eingang. Ein Dutzend Dörfler saß auf den Bänken und starrte auf eine Truhe in der Mitte. Zwei kräftige Zuschauer hatten auf ihr Platz genommen, und Pamfalon rief: ›Hört zu, Leute: Niemand wird es mir glauben, aber mein Sohn war die ganze Zeit nicht eingeschlossen. Er war die ganze Zeit unter euch!‹

In diesem Augenblick murmelte jemand eine Entschuldigung, damit mein Freund ihn vorbeiließe. Es war Leonardo. Der zweite Zwilling strebte zur Mitte des Zeltes, stellte sich dort neben Pamfalon hin und verbeugte sich nach allen Seiten.

Ein Raunen ging durch die Dörfler. Jemand rief: ›Das ist Zauberei!‹

›Nein, das ist es nicht‹, widersprach Pamfalon. ›Lasst es mich euch beweisen.‹ Er entriegelte das Schloss und hob den Deckel. Aus der Truhe stieg Leonello.

Die Dörfler klatschten. Zuerst zaghaft, dann stärker.

Mein Freund musste lächeln. Die Darbietung kannte er bereits. Er wandte sich ab und ging zurück zum Ziegenverschlag, wo er sich fröstelnd auf den Boden setzte. Was will ich eigentlich hier?, fragte er sich. Es stinkt, es ist feucht, mein Magen knurrt, und dunkel ist es obendrein. Ich könnte jetzt zu Hause im Warmen sitzen, und die Diener würden mir zu essen und zu trinken bringen.

Ein Geräusch unterbrach seine Gedanken. Schritte näherten sich, eine Laterne verbreitete schwankendes Licht. ›Ich habe von Vater gehört, du darfst bleiben‹, sagte Lavinia mit ihrer dunklen Stimme.

Lavinia! Sein Herz tat einen Sprung.

›Ich habe dir einen Strohsack mitgebracht und etwas zu essen.‹ Sie breitete die Unterlage auf dem Boden aus und legte einen halben Laib Brot darauf. ›Die Laterne lasse ich dir auch da.‹

›Bleib‹, bat er. ›Geh nicht gleich wieder.‹

›Warum sollte ich bleiben?‹, fragte sie.

›Weil ... weil ich mich mit dir unterhalten möchte.‹

›Unterhalten?‹ Sie kräuselte die Stirn. ›Worüber? Es ist schon sehr spät.‹

›Ich weiß‹, sagte er, ›bleib trotzdem. Komm, setz dich zu mir auf den Strohsack.‹

Widerstrebend setzte sich Lavinia neben ihn. Sie blickte ihn an, ruhig und ernst.

›Und nun?‹, fragte sie.

›Nun, äh, könntest du mir erzählen, wie du es anstellst, Menschen in Schlaf zu versetzen. Ich weiß, dein Vater macht darum ein Geheimnis, das er nicht lüften will. Er sagte aber auch, es gäbe für alles eine Erklärung. Bitte sag mir: Warum kannst du etwas, das andere nicht können?‹

Lavinia zuckte mit den Schultern. ›Warum fliegen Vögel,

warum hüpfen Frösche, warum springen Böcke? Es ist nun einmal so.<

›Aber etwas muss doch in dir vorgehen, ich meine, es ist doch eine Kraft, mit der du das Verhalten der Menschen beeinflussen kannst?<

›Ich weiß es nicht. Ich habe nie darüber nachgedacht. Es ist ganz einfach so, dass ich will, dass der andere in Schlaf fällt, und tut, was ich ihm sage.<

›Es ist also Willensstärke, die das bewirkt?<

Lavinia zögerte. ›Ja, es hängt mit meinem Willen zusammen. Mehr kann ich dir nicht sagen. Ich muss jetzt gehen.< Sie erhob sich mit einer anmutigen Bewegung und blieb noch einmal stehen. ›Hier stinkt es. Morgen musst du gründlich sauber machen und lüften. Gute Nacht.<

›Gute Nacht, Lavinia.<

Sie verließ ihn, und er blieb allein zurück. Hungrig biss er in das Brot. Es war billiges Brot, gebacken mit minderwertigem Erbsen- und Bohnenmehl, nicht duftend und weiß, wie er es kannte. Gern hätte er einen Schluck Wein getrunken, um es hinunterzuspülen, aber er hatte nicht einmal Wasser.

Nachdem er gegessen hatte, deckte er sich mit seinem Übermantel zu und löschte die Talgkerze in der Laterne. Noch einmal zogen die Bilder des Tages an ihm vorüber. Sein letzter Gedanke galt dem Vater, mit dem ihn so wenig verband. Der Vater war ein geltungssüchtiger Mann, der von allem nie genug bekommen konnte: von Geld, Ruhm und wichtigen Ämtern. Dazu setzte er sämtliche Hebel in Bewegung – und überließ nichts dem Zufall. Selbst das kleine Poem, für das er von seinen Gästen so viel Beifall erhalten hatte, stammte in Wahrheit nicht aus seiner Feder. Mein Freund hatte es verfasst. Mein Freund, der am gleichen Abend in die Gesellschaft hatte eingeführt werden sollen

und der nichts so sehr verabscheute wie leeres Geschwätz und nichtssagende Floskeln. Vielleicht, dachte er beim Einschlafen, sollte ich auch für Lavinia ein kleines Gedicht machen ...

Sein Schlaf war unruhig, die Geräusche der Nacht waren fremd und ungewohnt. Immer wieder wachte er auf. Als der Morgen kam, fühlte er sich wie gerädert. Aber darauf nahm von den *Giocolieri* niemand Rücksicht. Immerhin baten sie ihn an das gemeinsame Feuer, über dem ein Kessel mit gewürztem Haferbrei hing. Gegessen wurde aus einer großen Schüssel, in die jeder seinen Löffel tauchte. Mein Freund hatte keinen Löffel, doch Lavinia gab ihm einen. Er bedankte sich bei ihr und suchte den Blick ihrer bernsteinfarbenen Augen. Es gelang ihm nicht.

Nach der Mahlzeit sagte Pamfalon zu ihm: ›Wenn du einer von uns sein willst, musst du dich von deinen feinen Kleidern trennen. Lass dir von den Zwillingen ein paar alte Sachen geben. Sie müssten dir passen, denn die Jungen sind fast so groß wie du. Danach gehst du mit ihnen zum Schmied in Bentivoglio. Er soll sich drei unserer Wagenräder ansehen. Die Eisenringe an den Naben sind durchgerostet. Sie müssen erneuert werden.‹

›Jawohl, Patron.‹

Wenig später war er mit den Zwillingen unterwegs. Jeder von ihnen hatte eines der schweren Räder geschultert. Obwohl der Weg zum Schmied kaum eine Meile lang war, fiel ihm nach kurzer Zeit das Ausschreiten schwer. Den Zwillingen jedoch schien die Last nichts auszumachen, sie unterhielten sich lebhaft über die Vorstellung am gestrigen Abend und waren sich einig, dass sie beim nächsten Auftritt wechseln wollten: Dann sollte es Leonardo sein, der in die Truhe stieg. Überhaupt sei Abwechslung wichtig und jemand, der sein ganzes Leben an ein und demselben Fleck verbrächte,



von Herzen zu bedauern. Ob mein Freund nicht auch dieser Meinung sei?

Der jedoch antwortete nur einsilbig. Er musste die Zähne zusammenbeißen und brauchte alle Kraft, um nicht innezuhalten und das vermaledeite Rad abzusetzen. Endlich hatten sie die Schmiede erreicht. Mein Freund stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, doch die nächste Prüfung wartete schon auf ihn. Denn der Schmied erklärte sich zwar bereit, die Reparatur auszuführen, wollte dafür aber das Geld auf die Hand haben.

Die Zwillinge grinsten. ›Wir sollen Euch von unserem Patron grüßen, Meister‹, sagte Leonello. ›Er lässt ausrichten, dass es uns an Münze fehlt, da wir erst eine Vorstellung im Dorf gegeben haben. Wenn Ihr mit der Bezahlung nicht warten könnt, würde einer von uns den Lohn abarbeiten.‹

›So ist es‹, ergänzte Leonardo und schob meinen Freund vor. ›Dafür haben wir Euch unseren dritten Mann mitgebracht. Er ist ein guter Arbeiter.‹

Der Schmied kratzte sich am Kopf und sagte: ›Meinetwegen. Der Hilfsmann, der mir den Blasebalg zieht, trägt seit gestern den Arm in der Schlinge.‹

Dann wandte er sich an meinen Freund. ›Traust du dir die Arbeit zu?‹

Mein Freund wollte verneinen, denn er hatte noch nie eine Schmiede von innen gesehen, doch Leonardo sagte rasch: ›Aber sicher traut er sich das zu, Meister. Er ist nur etwas schüchtern und spricht nicht viel.‹

›Mir ist einer, der nicht viel redet, lieber als einer, der pausenlos plappert. In meiner Werkstatt wird mit der Hand gearbeitet, nicht mit dem Mund. Von mir aus kann er anfangen. Wenn er den Tag über fleißig ist, soll die Bezahlung am Abend abgegolten sein.‹

›Das ist ein Wort, Meister.‹ Die Zwillinge schlugen mei-

nem Freund auf die Schulter, grinsten wieder und entfernten sich.

›Was stehst du hier noch herum?‹, fragte der Meister meinen Freund. ›Geh hinein und zieh am Blasebalg. Die Flamme im Feuer muss weiß sein, damit das Eisen glüht.‹

Und das tat mein Freund. Er arbeitete den ganzen Tag. Gegen Mittag spürte er jeden Knochen im Leib, seine Hände waren voller Blasen. Der Meister sagte, er solle hinausgehen und darauf pinkeln. Und weitermachen. Er machte weiter, obwohl er kurz davor war aufzugeben. Doch er dachte an Lavinia und daran, was sie wohl sagen würde, wenn sie von seiner Schwäche erführe. So hielt er durch, und als die Zwillinge bei Dunkelwerden kamen, war nicht nur manche Türangel geschmiedet und manche Pflugschar gerichtet, auch die Naben der Räder hatten neue Eisenringe erhalten.

Mein Freund musste ein zweites Mal an diesem Tag eines der Räder schultern und glaubte, unter dem Gewicht zusammenzubrechen. Aber er riss sich zusammen, kämpfte sich Schritt für Schritt voran und schaffte es bis zum Lager der *Giocolieri*. Dort angelangt, war er so erschöpft, dass er sich ohne ein weiteres Wort zu seinem Verschlag schleppte.

Als er hineinschlüpfte, spürte er, dass etwas anders war. Er wusste zunächst nicht, was. Dann bemerkte er es. Im Stall roch es nicht mehr. Jemand hatte ihn ausgemistet und gelüftet. Alles war ordentlich und sauber. Sogar eine Kiste stand neben dem Strohsack. Sie diente wohl als Tisch. Er zündete die Laterne an und erkannte im Licht etwas Brot, eine halbe Wurst und einen Krug Wasser.

Er aß und trank und schlief kurz darauf ein.

Am zweiten Tag schwärmte die Truppe in die umliegenden Dörfer aus, um Zuschauer für den Abend zu gewinnen. Mein Freund jedoch blieb im Lager. Pamfalon befahl ihm, die Latrine der Gaukler zu leeren und die Gülle auf dem

Feld des benachbarten Bauern zu verteilen. Danach musste er die abblätternde Farbe an den Türen der Wohnwagen mit einem Spachtel entfernen. Eine mühselige Arbeit, die er überdies allein verrichtete. Am Vortag hatte er wenigstens ab und zu ein Wort mit dem Schmied wechseln können, jetzt gab es nur die alte Katze des Patrons, die ihm Gesellschaft leistete. Wo war Lavinia? Er hatte sie am Morgen zum Markt nach Bentivoglio aufbrechen sehen. Wahrscheinlich wollte sie ein paar Nahrungsmittel kaufen. Der Gedanke an eine schmackhafte Mahlzeit half ihm eine Weile über die stumpfsinnige Tätigkeit hinweg. Seitdem er bei den Gauklern war, verspürte er ständig Hunger.

Am Abend, nach einer kräftigen Fleischsuppe, zog er sich in seinen Verschlag zurück und versuchte sich an dem Trick mit den Tüchern. Doch seine Hände waren zu steif und zitterig, um die notwendige Geschicklichkeit aufbringen zu können. Er wartete auf Lavinia. Sie kam nicht, und er schalt sich selbst einen Dummkopf. Welchen Grund sollte sie haben, ihn sehen zu wollen?

Als er am dritten Morgen erwachte, hatte er geschlafen wie ein Stein. Bei der gemeinsamen Mahlzeit saß Lavinia ihm gegenüber. Während er hungrig den Haferbrei in sich hineinlöffelte, erinnerte er sich daran, was sie ihm gesagt hatte: Andere in Schlaf zu versetzen und sie ungewollt Dinge verrichten zu lassen, sei eine Frage der Willensstärke. Wenn dem so war, hoffte er, genügend Willen aufbringen zu können.

Er beendete seine Mahlzeit und sagte wie beiläufig zu ihr: ›Ich habe gestern Abend vergeblich an dem Trick mit den Tüchern gearbeitet. Ich fürchte, ich brauche noch etwas Nachhilfe. Würdest du sie mir heute Abend geben?‹ Dabei suchte er ihren Blick und hielt ihn fest. Er sah ihr in die Augen und legte all seine Kraft in den einen Gedanken: Sag

nicht Nein, sag Ja! Komm heute Abend zu mir, komm zu mir, ich wünsche es mir so sehr!

Abends, nach einem Arbeitstag, an dem er stundenlang Türen gestrichen und Holz für das Kochfeuer gehackt hatte, saß er auf seinem Strohsack und wartete. Die Zeit verging. Als es dunkel wurde, zündete er die Laterne an. Die Kerze war fast heruntergebrannt. Er wartete weiter. Irgendwann verlöschte das Licht mit einem zischenden Laut. Er war todmüde. Die Augen fielen ihm zu.

›Ich habe dir eine frische Kerze mitgebracht‹, sagte eine dunkle Stimme.

Er schreckte hoch. Vor ihm stand Lavinia. Sie zündete die Kerze an. Im matten Schein des Lichts leuchtete ihr Gesicht auf.

›Du bist gekommen‹, flüsterte er.

›Ich muss gleich wieder gehen.‹

›Bitte, bleib!‹ Er fragte sich, ob es seine Willensstärke gewesen war, die sie bewogen hatte, ihn zu besuchen.

›Warum sollte ich bleiben?‹

›Ich ... ich möchte wissen, ob du es warst, die meinen Verschluss aufgeräumt hat.‹

Sie kräuselte die Stirn. ›Es war nicht viel Arbeit. Ich mag keine unangenehmen Gerüche.‹

›Danke, das war sehr ... freundlich von dir.‹

›Ich hätte es für jeden anderen auch gemacht.‹ Sie wandte sich um und wollte gehen.

›Halt, so bleib doch. Ich bat dich heute Morgen, mit mir noch einmal den Tüchertrick zu üben.‹

Sie blickte auf seine Hände und sah ihm in die Augen.

Er wurde unruhig. ›Bitte, Lavinia, ich möchte nicht in Schlaf versetzt werden. Ich möchte nicht ...‹

›Dass ich dir meinen Willen aufzwinge, so wie du es heute Morgen bei mir versucht hast?‹

›Du hast es also bemerkt?‹

›Du hast mich angestarrt. Und mich gebeten, dir Nachhilfe für den Tüchertrick zu geben, doch mit deinen Händen ist das unmöglich. Durch die Arbeit der vergangenen Tage fehlt es ihnen an Geschmeidigkeit.‹

›Ich verstehe.‹ Fieberhaft suchte er nach einem weiteren Grund, sie zum Bleiben zu bewegen. ›Sag mir, seit wann hast du die Gabe, andere in Schlaf zu versetzen? Kannst du dich an das erste Mal erinnern?‹

Zu seiner Überraschung ging sie auf seine Frage ein. ›Das liegt lange zurück. Ich weiß nicht mehr genau, wie alt ich war. Vielleicht elf oder zwölf Jahre.‹

›Willst du mir davon erzählen?‹ Er rückte auf dem Strohsack ein wenig zur Seite und hielt den Atem an. Tatsächlich! Sie setzte sich neben ihn. ›Es war weit im Westen, im Piemont‹, begann sie. ›Das Dorf war klein, seinen Namen habe ich vergessen. Ich erinnere mich aber, dass vor einer Hütte eine altersschwache Bank stand. Drei walnussgroße Trüffel lagen darauf. Ich wusste damals noch nicht, was Trüffel sind, doch ich war neugierig. Deshalb nahm ich eine und roch daran. Gerade wollte ich hineinbeißen, da erschien eine alte Frau in der Tür. Augenblicklich fing sie an zu keifen und schlug mir die Trüffel aus der Hand. Dann versetzte sie mir eine Maulschelle, dass mir der Kopf nur so zur Seite flog. Dazu hielt sie mich mit ihren gichtigen Krallen fest und zeterte: ›Du kleines Miststück, ich werde dich lehren, mich zu bestehlen!‹

Schon holte sie erneut aus, da trafen sich unsere Blicke. Sie hatte wässrige Augen mit roten Lidern, in denen die ganze Boshaftigkeit alter, verbitterter Frauen saß. ›Nein‹, rief ich, ›du schlägst mich nicht noch einmal!‹

Verwundert ließ sie von mir ab.

Ich entschuldigte mich hastig und versicherte ihr, ich hätte

die seltsame Nuss nicht stehlen wollen, allenfalls vielleicht daran riechen. Ich sah ihr in die Augen und sagte ihr, das Ganze sei gewiss ein Irrtum. Sie sei eine kluge, weise Frau und werde überall im Dorf verehrt. Während ich redete, wurde sie zusehends ruhiger, aber ich traute dem Frieden nicht. Am liebsten hätte ich sie zurück in ihre Hütte geschickt, doch das ging natürlich nicht. Deshalb sagte ich zu ihr: ›Mütterchen, setz dich doch auf die Bank und mach ein Nickerchen. Ein erholsames, entspannendes Nickerchen. Gleich jetzt. Das wird dir guttun. Schlafe ein, schlafe ein ...‹

Und während ich das sagte, sah ich, wie ihr der Kopf langsam auf die Brust sank. Ich war erstaunt, weil sie tat, was ich wollte, und redete rasch weiter: ›Schlafe, schlafe tief, damit ich dich nicht länger störe. Schlafe, schlafe, schlafe, und nachher will ich dich wieder wecken.‹

Mit diesen Worten stahl ich mich davon. Ich lief zurück zum Lager der *Giocolieri* und kam gerade noch rechtzeitig zur gemeinsamen Mahlzeit. Meinem Vater erzählte ich nichts, denn ich war nicht sicher, was er zu dem Vorfall sagen würde. Doch nach der Mahlzeit besann ich mich und ging noch einmal zurück zur Hütte der Alten. Zu meinem Erstaunen saß sie noch immer auf der Bank und schlief. Um sie herum standen die Dorfkinder und lachten.

Ich weckte die Alte auf, indem ich sagte: ›Wach auf, Mütterchen, wach auf, und du wirst dich an nichts erinnern.‹

Sie schlug die Augen auf, sah die kichernden Kinder und begann augenblicklich zu keifen. Sie war so böse wie zuvor. Ich aber wusste, dass meine Augen eine Kraft haben, die Dinge bewirken, wie sonst niemand.‹

Lavinia hielt inne und sagte: ›So war es, als ich das erste Mal meine seltsame Gabe erkannte. Bald darauf versuchte ich es ein zweites Mal, und als die Wirkung dieselbe war, erzählte ich meinem Vater davon. Er meinte, wir könnten

gutes Geld damit verdienen, aber auch jederzeit in Teufels Küche kommen. Gaukler wären immer und überall Freiwild, wir müssten aufpassen und das Ganze als Trick hinstellen.<

>Aber es ist kein Trick.< Lavinias Worte machten meinen Freund glücklich. Er war sicher, das Band zwischen ihm und ihr, das schon der Moriskentanz geknüpft hatte, war noch ein Stück enger geworden. Er sagte: >Ich danke dir für deine Offenheit, deshalb will auch ich ganz offen sein. Dein Vater sagte am ersten Tag zu mir, er sei sicher, es wären weniger die roten Seidentücher, die es mir angetan hätten, als vielmehr seine Tochter. Natürlich stritt ich es ab, aber heute will ich dir sagen, dass er recht hatte. Ich bin einzig und allein deinetwegen zu den *Giocolieri* gekommen, und ich werde nicht rasten und ruhen, bis du mich erhört hast, ganz gleich, wie viel und wie lange ich dafür schuftet muss.<

Daraufhin sagte Lavinia nichts.

Mein Freund, den die Kühnheit seiner Worte selbst überraschte, wagte nicht, sie anzusehen.

Lavinia schwieg noch immer. Nur eine Träne rann ihr über die Wange.

>Um Gottes willen, du weinst ja!< Er wollte sie an sich ziehen, doch sie wand sich aus seinen Armen, sprang auf und lief davon.

In dieser Nacht machte er kein Auge zu.

Nach einem weiteren Tag, an dem Pamfalon dafür gesorgt hatte, dass meinem Freund die schwere Arbeit nicht ausging, wartete er abends in seinem Verschlag auf Lavinia. Er wartete mit Bangen und Hoffen, denn er hatte sie bei den Mahlzeiten nicht gesehen. Würde sie kommen?

Sie kam nicht. Er wälzte sich auf seinem Lager hin und her, hörte das Lachen und Rufen der Zuschauer aus dem Zelt, fragte sich, ob Lavinia ihren Auftritt haben würde,

überlegte, ob er hinübergehen sollte, um nachzuschauen, entschied sich dagegen, wartete weiter, machte sich Vorwürfe, sie durch seine offenen Worte verschreckt zu haben, nahm sich vor, sie am nächsten Tag um Entschuldigung zu bitten, erwog, ob er seine Worte als Scherz hinstellen könne, um sie ihm wieder gewogen zu machen, seufzte tief auf und verstrickte sich erneut im Knäuel seiner wirren Gedanken.

Der Tag kam und mit ihm der Auftrag, nach Bentivoglio zu gehen und dort Mehlsäcke zu besorgen. Sein Vorschlag, die Esel für den Transport einzusetzen, lehnte Pamfalon mit der Begründung ab, die Grautiere müssten geschont werden. So quälte er sich ein weiteres Mal mit schweren Lasten ab. Er fragte Leonello und Leonardo, wo ihre Schwester sei, er habe sie seit gestern nicht gesehen, doch die Zwillinge gaben ihm nur eine nichtssagende Antwort.

Am Abend war er so müde, dass er fast überhört hätte, wie sich leise Schritte näherten. Er richtete sich von seinem Strohsack auf und erkannte eine Gestalt, die sich mit einer Laterne näherte. ›Bist du es, Lavinia?‹, rief er leise.

›Ja.‹ Sie setzte sich zu ihm.

›Wo warst du nur?‹, fragte er.

›Im Wald.‹

›Im Wald, ganz allein?‹

›Ich musste für mich sein, musste über vieles nachdenken.‹

›Worüber musstest du nachdenken?‹

›Über dich. Und über mich.‹

›Und was hast du herausgefunden?‹

›Es wird alles so kommen, wie es kommen muss.‹

›Heißt das ...?‹, hob er an, doch sie schüttelte den Kopf.

›Mehr will ich nicht sagen. Schlafe jetzt.‹

›Wie kann ich schlafen, wenn du bei mir bist?‹, begehrte er auf.



›Beruhige dich, ich werde mich neben dich legen, damit du schlafen kannst.‹

Als sie zu ihm unter den Mantel schlüpfte, der ihm noch immer als Decke diente, rückte er scheu zur Seite. Er hatte noch nie bei einer Frau gelegen, hatte nie die Freuden der Liebe erlebt. Doch dann spürte er ihre Nähe und ihre Wärme, und beides besänftigte ihn auf unerklärliche Weise. Bald darauf war er eingeschlummert.

Am Morgen war sie fort. Der Platz neben ihm war leer, als wäre sie nie da gewesen. Hatte er alles nur geträumt? Er stand auf und nahm sich vor, sie zu fragen. Aber auch an diesem Tag bekam er sie nicht zu Gesicht. War sie wieder im Wald? Und wenn ja, was gab es über sie und ihn noch nachzudenken? Er war sicher, sie zu lieben. Ja, er liebte sie, wie er nie zuvor einen Menschen geliebt hatte.

Am Abend, nachdem abermals ein arbeitsreicher Tag hinter ihm lag, war er – anders als die Male zuvor – voll ruhiger Gewissheit. Sie würde kommen. Und sie würde bei ihm bleiben. Er musste nur Geduld haben.

Er löschte die Kerze in der Laterne, spannte all seine Sinne an, um sie kommen zu hören, und war doch überrascht, als sie plötzlich da war und sich schweigend neben ihn setzte.

Er hatte sich vorbereitet auf diesen kostbaren Augenblick, hatte sich tausend kluge Worte zurechtgelegt, doch nun, da sie gekommen war, hatte er alles vergessen. ›Ich weiß nicht, was ich sagen soll‹, flüsterte er.

›Du brauchst nichts zu sagen.‹

Er legte den Arm um ihre Schultern, und sie ließ es geschehen. Beide wussten, dass dies die Nacht war, die sie zusammenführen würde. Lange saßen sie so. ›Ich habe ein Gedicht für dich gemacht‹, sagte er leise.

›Ein Gedicht, für mich?‹

›Ja‹, antwortete er, ›es ist eher ein Spiel mit Worten, nicht lang und auch nicht poetisch, aber es kommt aus meinem Herzen. Willst du es hören?‹

›Ja‹, flüsterte sie.

›Es ist mir gestern in Bentivoglio eingefallen, denn der Dorfname besteht, wenn man ihn auf seine Bedeutung hin untersucht, aus drei Wörtern. Ich musste Mehlsäcke schleppen, doch nachdem ich die drei Wörter erkannt hatte, fiel mir das Tragen gleich viel leichter.‹

›Sage sie mir.‹

›Gut, ich will es versuchen: *Ben ti voglio* ... Ich habe dich gern!‹

Mutiger geworden, fügte er hinzu:

›*Ben ti voglio, amor mio!*‹

›Das klingt wunderschön.‹

›Ich möchte ...‹

›Was möchtest du?‹

›Ich möchte, dass du heute Nacht bei mir bleibst ...‹

Verzeiht, Hochwürden«, sagte der Beichtende, »aber an diesem Punkt gebietet es die Diskretion, die weiteren Einzelheiten zu übergehen.«

Matteo hüstelte. »Nun, ich fürchte, ich kann sie Euch nicht ersparen. Versteht mich nicht falsch, ich bin nicht neugierig, aber das Bußsakrament besteht aus strengen Regeln. Danach müssen Sünden – und die Fleischeslust ist zweifelsohne eine der schwersten überhaupt, sofern Mann und Frau nicht im heiligen Bund der Ehe stehen – bis in alle Einzelheiten geschildert werden, weil nur so eine angemessene Buße durch den Priester festgelegt werden kann. Nur so ist er in der Lage, die Sünde richtig einzuordnen und zu vergeben. Bei Euch mag es so sein, dass Ihr die Verfehlung nicht selbst begangen habt, doch Ihr wisst davon und seid zumindest beteiligt.«

»Jawohl, Hochwürden, ich will mich den Wünschen der Kirche nicht verschließen.«

Matteo seufzte, während er versuchte, im Sitzen die Beine zu strecken, da ihn die Knie wieder schmerzten. »Nicht der Kirche sollt Ihr gehorchen, sondern Jesus Christus, dessen Wille durch den Priester erfüllt wird. Fahrt fort. Aber versucht, bei aller gebotenen Genauigkeit, Euch kurzzufassen.«

»Ich bemühe mich, Hochwürden. Obwohl es für mich schwer ist, die Tiefe der Gefühle und den Fortgang der Handlung in Worten wiederzugeben. Ich sagte zuletzt, mein Freund bat Lavinia, die Nacht über bei ihm zu bleiben, woraufhin sie wisperte: ›Es gibt einen Trick mit dem Tuch, den du leicht erlernen kannst.«

›Ich möchte jetzt keinen Trick erlernen«, entgegnete er.

›Vielleicht doch.« Sie nahm seine Hand und führte sie unter ihr Hemd. ›Das Tuch steckt nicht in meinem Ärmel, versuche, es zu finden.«

Da verstand er. Behutsam tastete sich seine Hand vor und erfuhr das kleine Seidenknäuel zwischen ihren Brüsten.

›Hast du es gefunden?«

›Nein, ich fürchte, du hast es verschwinden lassen.« Seine Hand begann sanft, ihre Brustspitzen zu streicheln. Lavinia stöhnte leise. Er fuhr fort, sie zu streicheln, spürte, wie ihre Brustspitzen hart wurden und sich aufrichteten, und bemerkte, dass es ihm an anderer Stelle ebenso erging. Er wurde mutiger, seine Hand schlüpfte in ihren Hosenbund, wanderte abwärts und beschäftigte sich mit den knisternden Härchen. Gleichzeitig fanden seine Lippen die ihren, sie waren warm und weich, und er merkte, wie die Erregung weiter in ihm wuchs. Großer Gott!, dachte er. Wohin wird das führen? Was hier geschieht, kenne ich nur aus Erzählungen. Hoffentlich versage ich nicht, als Mann muss ich wissen, was ich zu tun habe ...

Seine Sorge war unbegründet, denn leise lachend versetzte Lavinia ihm unverhofft einen Stoß, der ihn rücklings auf den Strohsack beförderte. Sie schien zu wissen, was notwendig war, öffnete trotz der Dunkelheit mit wenigen Handgriffen seine Hose und setzte sich rittlings auf ihn. »Komm, so komm doch«, flüsterte sie, und er folgte ihr willig. Sie wiegten sich im Takt ihrer Liebe, spürten den anderen so nah, wie zwei Menschen einander nur spüren können, *ben ti voglio, amor mio ... ben ti voglio, amor mio ...* Jede einzelne ihrer Bewegungen kosteten sie aus, umschlangen sich, liebkosten sich, atmeten heftig, keuchten, stöhnten, wurden schneller und schneller, bis ...«

»Halt!«, rief Matteo lauter, als er eigentlich wollte. »Das genügt. Eure Schilderung war ausführlich genug, um das Maß der Sünde zu beurteilen. Wie gesagt, ich bin nicht neugierig. Außerdem ist es nicht an mir, die Buße festzulegen, denn der Sünder sitzt nicht vor mir. Oder ist es doch so?«

»Äh, nein.«

»Das muss ich Euch glauben, will aber hinzufügen, dass eine Sünde zwar vor dem Priester, nicht aber vor Gott heimlicht werden kann. Es wundert mich, wie eingehend Euch Euer Freund die, äh, Geschehnisse anvertraut hat.«

»Ich nehme an, es tat ihm gut, sich alles von der Seele zu reden.«

»Das mag sein. Im Übrigen seid Ihr mir noch die Auskunft schuldig, welche Sünde es war, die Ihr bei alledem begangen habt.«

»Ganz recht, Hochwürden. Ich erbitte nach wie vor Eure Langmut und will rasch fortfahren, denn je schneller ich erzähle, desto früher werdet Ihr mir die Buße für meine Verfehlung auferlegen können.«

»Dann berichtet weiter.«

»Nun, nach dieser Nacht waren Lavinia und mein Freund

ein Paar. Er glaubte zunächst, diesen Umstand verheimlichen zu müssen, doch wie sich zeigte, wussten bereits alle *Giocolieri*, wie es um beide bestellt war. Auch Pamfalon, der sich jedoch in Schweigen hüllte. Nur einmal, als mein Freund und Lavinia sich während der Morgenmahlzeit allzu verliebte Blicke zuwarfen, deutete er auf sein Schälmesser und sagte zu ihm: ›Denk an meine Worte.<

So verging eine Woche voller Freude, in der mein Freund tagsüber wie ein Sklave schuftete und nächtens dafür reich belohnt wurde. Doch dann, eines Morgens vor Tagesanbruch, dröhnten Pferdehufe auf der Via Ferrarese. Eine Gruppe Reiter preschte heran. Derbe Fäuste schlugen an die Türen der Wohnwagen. ›Wo ist der junge Messer?<, herrschte der Wortführer Pamfalon an.

›Ich weiß nicht, von wem Ihr sprecht.<

›Stell dich nicht dümmer, als du bist. Wo ist er?<

Bevor der Wortführer zuschlagen konnte, ging mein Freund, der durch den Lärm wach geworden war, dazwischen. ›Ich bin der, den Ihr sucht.<

›Ihr habt unverzüglich mitzukommen. Befehl von Eurem Vater.<

Mein Freund war in den wenigen Tagen bei den *Giocolieri* erwachsen geworden und blickte den Mann furchtlos an. ›Gut, aber zuvor will ich mich noch verabschieden.<

Er ging zu Lavinia, die im Verschlag auf ihn wartete, und sagte: ›Du hattest recht, es ist alles so gekommen, wie es kommen musste. Aber mach dir keine Sorgen, meine Liebste. Ich werde zu dir zurückkehren, wenn ich mit meinem Vater gesprochen habe. *Ben ti voglio.*<

Sie antwortete nicht. Doch eine Träne rann ihr über die Wange.

Er küsste sie. Dass es vor aller Augen geschah, kümmerte ihn kaum. ›Weine nicht.< Er griff in seine Tasche und holte

die roten Tücher hervor. ›Hier, nimm. Du hast sie mir gegeben, jetzt sollst du sie wiederhaben. Sie sind das Unterpfang meiner Liebe. Nur wenige Tage, dann bin ich wieder da.‹

Sie schüttelte den Kopf, wild, verzweifelt, wandte sich ab und lief fort.

Er wollte ihr nachlaufen, wurde aber von dem Wortführer daran gehindert. ›Es wird Zeit, Messer!‹

›Schon gut. Ich hole mein Pferd.‹ Als er auf seinem Braunen saß, winkte er den *Giocolieri* zu. ›Wir sehen uns wieder!‹

Sie winkten zurück, vorsichtig, verhalten. Nur Pamfalon spielte mit seinem Messer.

Nach einem scharfen Ritt erreichte mein Freund mit der Reitergruppe das Anwesen des Vaters. Der Hausherr empfing den Sohn in seinem Arbeitszimmer. Seine Miene war eisig. Er schickte die Diener aus dem Raum und sagte: ›Welche Entschuldigung auch immer du vorbringst, ich werde sie nicht akzeptieren. Dein Verhalten ist unverzeihlich. Die halbe Republik Venedig habe ich nach dir absuchen lassen, die Leute zerreißen sich das Maul. Ich stehe da wie ein Narr. Von nun an wirst du genau das tun, was ich dir sage.‹

›Verzeih, Vater, es tut mir leid, dass ich dir Kummer bereitet habe, doch es ist viel geschehen, und mein Leben wird sich grundlegend ändern ...‹

›Das wird es in der Tat!‹, unterbrach ihn der Vater. ›Und zwar von diesem Augenblick an. Die Zeit der Träumerei und Müßiggängerei wird ein Ende haben. Du wirst deine Tage im Kontor verbringen und erfahren, was es heißt, ein Kaufmann zu sein, du wirst gesellschaftliche Verpflichtungen wahrnehmen und lernen, gepflegte Konversation zu machen.‹

›Vater, bitte ...‹

›Vor allen Dingen aber wirst du heiraten. Wenn du erst eine Frau hast, wird sie dir schon die Flausen austreiben!‹

›Vater, ich habe bereits eine Frau, ich ...‹

›Das interessiert mich nicht. Es ist mir gleichgültig, mit welchem Flittchen du dir die Zeit vertrieben hast. Es ist das Letzte, was ich wissen will – und es ist das Letzte, was meine Geschäftspartner erfahren dürfen!‹

›Aber Vater ...‹

›Schweig! Du gehst sofort auf dein Zimmer. Dort kannst du darüber nachdenken, was du mir angetan hast.‹ Der Vater läutete heftig die Glocke, und die Diener, die vermutlich ohne Ausnahme an der Tür gelauscht hatten, stürzten herein. ›Bringt mir Wein‹, befahl er. ›Und geleitet meinen Sohn auf sein Zimmer. Er muss sich ausruhen.‹

So verlief die erste Unterredung zwischen dem Vater und meinem Freund.

Am zweiten Tag versuchte er wieder, sein Anliegen vorzubringen, doch der Vater schnitt ihm das Wort ab. Er packte ihn am Ärmel und eilte mit ihm zum Hauptflügel des Anwesens, wo das Kontor sich befand. Er übergab ihn dem Leiter und befahl: ›Mein Sohn wird von heute an täglich am Schreibpult arbeiten, von morgens bis abends, sechs Tage in der Woche. Ich will, dass er den Wert der Zahlen und die Kunst der doppelten Buchführung schätzen lernt. Ihr seid mir persönlich dafür verantwortlich.‹

Der Leiter des Kontors dienerte und versicherte, es werde alles so geschehen, wie der Vater wünsche.

Am dritten und am vierten Tag unternahm mein Freund weitere Versuche, sich seinem Vater zu erklären, doch er scheiterte jedes Mal. Er dachte daran zu fliehen, einfach fortzureiten, wie er es schon ein Mal getan hatte, doch er stellte fest, dass er keinen Augenblick allein war. Stets hatte er jemanden an seiner Seite, der ein wachsames Auge auf ihn warf.

Nach zwei Wochen ergab es sich, dass der Vater einen besonders vorteilhaften Geschäftsabschluss getätigt hatte.

Mein Freund wollte die Gunst der Stunde nutzen, um sein Anliegen noch einmal vorzutragen. ›Vater‹, sagte er, ›du sprachst davon, ich solle heiraten. Ich muss dir sagen, dass mein Herz schon vergeben ist. Du kennst die Frau. Es ist Lavinia, die Tochter von Pamfalon, dem Patron der *Giocolieri*. Sie ist ein wunderbarer Mensch, ich liebe sie sehr und werde sie immer lieben.‹

Der Vater starrte ihn fassungslos an und wollte etwas entgegen, doch diesmal kam ihm mein Freund zuvor. ›Ich will Lavinia heiraten – sie oder keine.‹

Der Vater brach in Gelächter aus. Dann schwoll eine Ader auf seiner Stirn. ›So, eine Gauklerin hast du dir ausgesucht? Weißt du eigentlich, wer du bist? Du bist der Sohn des erfolgreichsten Seidenkaufmanns von Bologna. Ich verkehre in den besten Kreisen, kenne sämtliche Stadtältesten persönlich, und mein Herr Sohn will sich mit einer Gauklerin begnügen, mit einer aus dem fahrenden Volk? Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass du diese Schlampe mit ihren Hexereien heiratest!‹

›Sie ist keine Schlampe. Sie ist ...‹

›Halt den Mund!‹

›Vater, ich ...‹

›Geh zurück an die Arbeit. Dein Schreibpult wartet.‹

Mein Freund sah ein, dass es keinen Zweck hatte. Mit hängenden Schultern verließ er den Raum.

Eine Woche später hatte die Laune des Vaters sich um ein Vielfaches gebessert. Er rief meinen Freund zu sich in sein Arbeitszimmer und forderte ihn auf, sich zu setzen. ›Ich habe eine gute Neuigkeit‹, sagte er fröhlich. ›Kennst du den Gonfalonier Arturo Gentile? Er ist das Oberhaupt der *Anziani*, welche die Geschicke der Stadt lenken, und einer der einflussreichsten Männer überhaupt.‹

›Du hast mich ihm irgendwann einmal vorgestellt. Es liegt



einige Zeit zurück«, antwortete mein Freund mäßig interessiert.

›So, tat ich das? Nun, vor ein paar Tagen hatte ich etwas im Palazzo del Podestà zu erledigen, wo Gentile seinen Amtssitz hat. Wir kamen ins Gespräch, und er scheint nicht abgeneigt, einer Heirat zwischen seiner Tochter und dir zuzustimmen. Ist das nicht eine wundervolle Neuigkeit?«

Der Ansicht war mein Freund keineswegs, und das sagte er auch, doch der Vater wischte wieder jeden Einwand beiseite. ›Elena ist nicht nur eine glänzende Partie, sondern überdies ausnehmend hübsch. Sie wird dir gefallen. Nach dem Gespräch mit Gentile bin ich gleich hinüber zum Palazzo Pubblico gegangen, wo, wie du weißt, der päpstliche Legat Francesco Bonomi seinen Amtssitz hat. Seine Exzellenz war anwesend und schenkte mir einen Teil seiner kostbaren Zeit. Wir plauderten über dies und das und über die leidige Gürtelrose, die ihn seit einiger Zeit quält, sodann über das Wetter, die Preise, die Frauen und auch über die Ehe. Nachdem ich mich dergestalt vorgetastet hatte, fragte ich ihn rundheraus, ob er die Heiratsvermittlung übernehmen könne – natürlich gegen eine kleine Aufwandsentschädigung. Zu meiner großen Freude war er sofort einverstanden. Dank seiner Bemühungen werden Elena und ihre Mutter uns mit einem Antrittsbesuch beehren.«

›Ich möchte diese Elena nicht kennenlernen. Und ihre Mutter auch nicht.«

›Selbstverständlich möchtest du das. Morgen, am Sonntag, werden beide nach dem Kirchgang zu uns kommen. Ich habe der Dienerschaft bereits befohlen, sie möge alles vorbereiten.«

Der Sonntag kam, und mein Freund musste einräumen, dass der Vater nicht zu viel versprochen hatte: Elena war in der Tat eine Schönheit. Sie war wohlgewachsen, hatte eine

Haut wie Alabaster und ebenmäßige Zähne, die sie bei jedem Lachen – und sie lachte gern – zeigte.

Der Vater hatte in den Kleinen Saal gebeten, wo Wein und Zuckerwerk bereitstanden. Nachdem man sich gesetzt hatte, versuchte er einen Scherz und sagte, er wisse wohl, dass dieser Besuch dem Brauche nach eigentlich der Hausherrin gelten müsse, da das jedoch aus naheliegenden Gründen nicht möglich sei, bäte er, mit seiner Person vorliebzunehmen.

Man lachte pflichtschuldigst, und die Unterhaltung begann zunächst auf beiden Seiten etwas verlegen, doch Elenas fröhliche Art ließ das Eis rasch tauen. Das Gespräch wurde lebhafter – wozu auch der köstliche Wein aus dem Oltrepò Pavese beitrug –, und mein Freund konnte nicht umhin, Elena immer wieder Blicke zuzuwerfen. Sie war wirklich reizend. Natürlich war sie mit Lavinia nicht zu vergleichen, er würde ihr treu sein und sie bis in alle Ewigkeit lieben.

In der Folgezeit häuften sich Elenas Besuche im prächtigen Anwesen des Vaters, und irgendwann hielten es weder ihre Mutter noch der Vater meines Freundes für notwendig, bei den Zusammenkünften dabei zu sein. So blieb es nicht aus, dass die beiden jungen Leute sich näherkamen. Das Bild Lavinias verblasste mit jedem Monat mehr und wurde von der strahlend schönen Elena überdeckt.

Wie Euch gewiss bekannt ist, Hochwürden, verheirateten die Bologneser Patrizier ihre Kinder bevorzugt im Frühling und im Sommer, wenn die Feierlichkeiten nicht auf die inneren Räume beschränkt werden müssen, sondern große Zelte im Garten aufgestellt werden können, in denen Musik und Tanz zur Erbauung einladen. Elena jedoch hatte ihren eigenen Kopf, sie wollte unbedingt zum Weihnachtsfest vor den Traualtar treten, und mein Freund, der ihr keinen Wunsch abschlagen konnte, erklärte sich damit einverstanden.

Der große Tag kam. Bevor der Bund der Ehe geschlossen wurde, luden der Gonfalonier und seine Gattin zu Spielen und Getränken in ihr prächtiges Haus. Anschließend bewegte sich die gesamte Hochzeitsgesellschaft in fröhlicher Prozession zur Basilika San Petronio, wo das junge Paar eingesegnet wurde. Der Vater meines Freundes hatte angeboten, die weiteren Festlichkeiten in seinem Anwesen stattfinden zu lassen, doch der Gonfalonier hatte höflich, aber bestimmt abgelehnt. Es sei gute Tradition, dass im Hause der Brauteltern gefeiert würde, er wolle da keine Ausnahme machen.

Am Wohnsitz des Gonfaloniers wartete bereits der Notar, der im Beisein von Zeugen den Ehevertrag aufsetzte, ein Dokument, in dem die Vereinbarungen über die Mitgift festgehalten wurden. In Elenas Fall enthielt es eine umfangreiche Liste, denn die Braut verfügte über eine reiche Ausstattung: neben Geld und Einrichtungsgegenständen auch Kleider, Pelze und Juwelen, dazu Teppiche, Tischwäsche, Silberbesteck, kostbare Gläser, Teller und Kannen, ferner Bettwäsche, Decken, Bezüge und andere Dinge des täglichen Bedarfs.

Nachdem den Formalitäten Genüge getan war, konnte die eigentliche Feier beginnen. Die Musikanten stimmten ihre Instrumente und begannen, unter Führung eines Clavicembalos zu spielen. Der Gonfalonier als Brautvater machte mit der strahlenden Elena die ersten Schritte einer Pavane und bat alsbald die anderen Paare, es ihm gleichzutun. Nach der Pavane folgte eine Courante. Langsam wurden die Tänzer mutiger, die Schritte schneller, was nicht zuletzt an dem gut bestückten Weinkeller des Gastgebers lag.

Mit Fortschreiten des Abends steigerte sich die Laune der Anwesenden immer mehr, auf der Tanzfläche drehten sich Dutzende von Paaren – ein bunter Wirbel aus schwitzenden

Körpern und farbenfrohen Stoffen. Zwischen den vielen bunten Kleidern, den hochgeschnürten Taillen, den engen Miedern, den tiefen Dekolletés mit ihren filigranen Goldgittern fiel ein junger Mann zunächst kaum auf. Er trug ein mit Adlerfedern verziertes Barett, ein salamandergrünes Wams, eine resedafarbene Puffhose und storchenrote Beinlinge. Wer genauer hingeschaut hätte, dem wäre nicht entgangen, dass sein Wams sich mächtig über dem Leib spannte und dass seine Stimmung keineswegs so ausgelassen war wie die der anderen Gäste. Mit einiger Mühe schob er sich durch die Menge und machte vor den Musikanten halt. Der Cembalospielder bemerkte ihn und fragte, ob er einen besonderen Musikwunsch habe. ›Nein‹, sagte der Jüngling, ›ich will, dass du die Finger von den Tasten nimmst.‹

›Warum?‹, fragte der Cembalist.

›Tu, was ich dir sage.‹

Widerwillig gehorchte der Mann, woraufhin der Jüngling den Deckel des Clavicembalos krachend zuschlug. Das Geräusch war so laut, dass augenblicklich Ruhe herrschte. Die Gäste tuschelten und fragten sich, was das zu bedeuten habe. Sie sollten nicht lange im Ungewissen bleiben, denn der Jüngling trat vor meinen Freund hin, riss sich das Barett vom Kopf und rief: ›Erkennst du mich nicht? Ich bin es, Lavinia.‹

Mein Freund wurde kreidebleich vor Schreck. Ganz anders sein Vater, dem wegen der unliebsamen Störung die Zornesröte ins Gesicht schoss. Er winkte einen Diener heran, der den ungebetenen Gast hinauswerfen sollte. Doch als der Diener in Lavinias Augen sah, wurde er plötzlich willenlos. Er senkte den Kopf und blieb wie schlafend stehen.

›So wird es jedem ergehen, der mich hindern will, das zu tun, was ich tun muss!‹, rief Lavinia mit heiserer, fremd klingender Stimme.

Mein Freund versuchte, ihrem Blick nicht zu begegnen, aber es war unmöglich.

›Sieh mich an! Seht mich alle an!‹, sprachen ihre Augen. ›Was ich dir zu sagen habe, soll jeder hören. Sechs Monate sind vergangen, seitdem du die *Giocolieri* verlassen hast, sechs Monate, in denen ich auf dich gewartet, geweint, gebetet und unser Kind ausgetragen habe, sechs Monate voller Hoffen und Bangen, ob du zurückkommen würdest. Bis ich gestern erfahren habe, dass alles umsonst war. Du hast dein Wort gebrochen. Deine Liebe war wertlos.‹

Mein Freund antwortete nicht. Die Augen Lavinias nagelten ihn fest. Plötzlich hielt sie die beiden roten Seidentücher in der Hand, zerriss sie und warf sie ihm vor die Füße. ›Der Unterpfund deiner Liebe – wertlos! Dein Wunsch, den Tüchertrick zu erlernen – wertlos! Das Versprechen, das du meinem Vater gabst, dir lieber die Hand abhacken zu lassen, als mir wehzutun – wertlos!‹

Immer mehr steigerte sie sich in ihren Zorn hinein. Die bernsteinfarbenen Augen sprühten Funken vor Wut. ›Wertlos, wertlos, wertlos!‹

Der Vater wollte sie von der Tanzfläche drängen. Er schien ihrer Bannkraft am besten trotzen zu können, doch auch seine Bewegungen erstarben.

›Versucht nur, mich aufzuhalten, es wird euch nicht gelingen! Vor Gott sind alle Menschen gleich, heißt es nicht so? Warum gilt dann ein Armer weniger als ein Reicher? Weil er Brot und Wasser auf den Tisch stellt statt Braten und Wein? Weil er in Lumpen geht und sich nicht mit Pelzen und Juwelen behängen kann? Woher nehmt ihr euren Hochmut? Woraus erwächst euer Dünkel? Ich sage euch, ihr seid genauso wertlos wie diese zerrissenen Tücher. Aber ich werde euch strafen. Diesen Tag sollt ihr nie vergessen. Er soll zum schrecklichsten Tag eures Lebens werden.‹

Sie zog ein Messer aus ihrem Wams, es war das Schälmesser von Pamfalon, und drückte es meinem Freund in die schlaffe Hand.

›Wenn ich sage ›Jetzt!‹, stößt du dir die Klinge ins Herz. Du wirst es tun, denn ich will es, und du hast es hundertfach verdient.‹

Nach diesen Worten war es so still im Saal, dass man eine Stecknadel hätte fallen hören.

Die Gäste hielten den Atem an. In den Gesichtern spiegelten sich Zweifel und Unglaube ebenso wie Anspannung und Sensationsgier. Würde mein Freund dem Befehl gehorchen?

Lavinia rief: ›Jetzt!‹

Er gehorchte.

Ohne zu zögern, mit Bewegungen, die einem Automaten glichen, führte er die Messerspitze zum Herzen.

Ein Stöhnen ging durch die Reihen.

Dann ein Schrei, ein heiseres Lachen. Lavinia wand ihm das Messer aus der Hand: ›Brav gemacht! Aber so leicht kommst du mir nicht davon. Ich will es sein, die heute stirbt, ich und mein Kind, du aber wirst tausend Tode sterben! Morgen, übermorgen, jede Woche, jeden Monat, jedes Jahr – immer dann, wenn du in deinem erbärmlichen Leben an diesen Augenblick zurückdenkst.‹

Abermals lachte sie heiser. Sie war nicht mehr bei Sinnen, umklammerte mit beiden Händen den Griff des Messers und stach wie besessen auf sich selbst ein. Zuerst in ihren schwangeren Leib, um das Ungeborene zu töten, dann, schon schwächer werdend, in die eigene Brust. Mit einem gurgelnden Laut sank sie blutüberströmt zu Boden.‹

›Das ist ja grauenvoll!‹, entfuhr es Matteo. ›Wie lange liegt das schreckliche Ereignis zurück?‹

›Keine zwei Wochen, Hochwürden. Wie ich sagte, die

Hochzeitsfeier – oder vielmehr: die Selbstentleibung Lavinias – fand am vergangenen Weihnachtsfest statt.«

»Aber davon hätte man doch gehört? Die Neuigkeit hätte sich wie ein Lauffeuer herumgesprochen.« Matteo fand den Inhalt der Beichte immer zweifelhafter.

»Gewöhnlich hätte die Nachricht sich rasch verbreitet, Hochwürden, doch vergesst nicht, der Gonfalonier und der Vater besitzen Geld und großen Einfluss. Der Vater war der Erste, der sich aus der Starre befreien konnte, nachdem die Willenskraft der Sterbenden nachzulassen begann. Er befahl, sie fortzuschaffen, und behauptete, sie wäre nicht bei Verstand. Sie hätte seinem Sohn schon länger nachgestellt. Verrückt sei sie, eine Hexe, die sich eingebildet habe, zwischen ihr und seinem Sohn bestünde eine Liebschaft. Weder Geld noch gute Worte hätten sie bewegen können, von ihren Wahnvorstellungen Abstand zu nehmen. Der Teufel mochte wissen, von wem das Kind in ihrem Leib stammte.

Natürlich glaubten die Gäste ihm, zumal der Gonfalonier in die gleiche Kerbe schlug. Er rief, die Hexe müsse zu einem Priester gebracht werden, am besten zu einem Inquisitor, damit sie vor ihrem Tode noch abschwören könne.«

»Nannte der Gonfalonier einen Namen?«, fragte Matteo.

»Ja, Hochwürden. Er erwähnte Girolamo Menghi, den Franziskaner-Minoriten. Doch Lavinia starb noch in derselben Stunde. Wie ich hörte, in einer Abstellkammer des Gesindes.«

»Nun gut, erzählt weiter. Und verratet mir, welche Rolle Ihr bei der Hochzeitsfeier gespielt habt. Oder wart Ihr nicht anwesend?«

»Doch, Hochwürden, ich war zugegen.«

»Dann habt Ihr ja alles hautnah miterlebt. Fahrt fort.«

»Nachdem Lavinia weggebracht und die Tanzfläche gereinigt worden war, versuchten Gastgeber und Gäste, den Vor-

fall zu vergessen. Doch niemandem gelang es. Jeder im Saal musste fortwährend an das grauenvolle Ereignis denken. Die ausgelassene Stimmung, wie sie vor der Untat geherrscht hatte, wollte sich nicht wieder einstellen. Bald darauf verließen die Gäste das Haus.«

»So hat die Rache Lavinias sich erfüllt«, sagte Matteo nachdenklich.

»Ja, Hochwürden. Leider ist die Geschichte noch nicht zu Ende. Denn am nächsten Tag schlich sich ein alter Mann auf das Anwesen des Vaters. Sein Ziel war der Gebäudeflügel, in dem mein Freund wohnt. Der Alte wurde jedoch entdeckt und festgehalten. Es war Pamfalon. Er gebärdete sich wie toll, wollte unbedingt zu meinem Freund und entwickelte Riesenkräfte. Nur mit roher Gewalt konnten ihn die Diener vor die Tür werfen. Er verfluchte den ›Mörder‹ seiner Tochter, schwor, ihn zu töten, und wenn es das Letzte sei, was er auf dieser Welt täte.«

Matteo dachte nach. Dann sagte er: »Ich habe zwei Fragen, die erste: Wo hält sich Pamfalon zurzeit auf?«

»Ich weiß es nicht, Hochwürden, ich nehme an, bei seiner Truppe, irgendwo im Umkreis unserer Stadt. Im Winter fahren die Gaukler ungern über Land.«

»Hm, das leuchtet ein. Meine zweite Frage ist: Wo liegt bei alledem Eure Schuld? Oder anders: Warum beichtet Ihr überhaupt? Denn dass Ihr den Eigentod Lavinias nicht verhindert habt, kann Euch nicht angelastet werden, sofern sie Euch ebenfalls in einen schlafähnlichen Zustand versetzte.«

»Ich bin erleichtert, dass mir daraus kein Vorwurf entsteht, Hochwürden. Doch muss ich einräumen, dass ich in den Monaten zuvor versäumte, meinem Freund die Hochzeit auszureden. Ich hätte ihn ermahnen müssen, Lavinia die Treue zu halten. In diesem Fall wären beide, Lavinia und ihr Ungeborenes, vielleicht noch am Leben.«



»Ich verstehe. So also war Eure Bemerkung gemeint, als Ihr eingangs sagtet, Eure Sünde bestünde darin, einen Freund nicht von seiner Sünde abgehalten zu haben.«

»Ganz recht, Hochwürden.«

Matteo räusperte sich. Er hatte dem Beichtenden zwei Fragen gestellt, aber in Wahrheit bewegten ihn weitaus mehr Gedanken. Die wichtigste Überlegung: Er glaubte nicht, dass der Mann vor ihm der Freund von Lavinias Liebhaber war. Er war es selbst. Daran konnte kein Zweifel bestehen. Zu genau, zu glattzüngig, zu umfassend war die ganze Geschichte von ihm vorgetragen worden. Nur: Solange sein Gegenüber das nicht zugab, waren ihm die Hände gebunden. Die Buße für eine Todsünde, wie der Hochmut es war, konnte ihm nicht auferlegt werden und musste der – vergleichsweise leichten – Buße für eine lässliche Sünde weichen. Doch das war nicht gerecht!

»Hochwürden, darf ich auf Vergebung hoffen?«

Matteo verspürte Unmut. Der Beichtende wollte ein Geschäft mit Gott machen, hoffte, es sei mit ein paar Ave-Maria getan, und glaubte, sein Gewissen damit beruhigen zu können. Wie töricht der junge Mann doch war! Laut sagte er: »Ich weiß nicht, ob es Euch beim Hereinkommen aufgefallen ist: Über diesem Beichtstuhl steht das Wort IGNO-SCAM. Es bedeutet ›Ich werde vergeben‹. Ihr dürft auf Gottes Gnade hoffen, sofern Ihr Eure Sünden von Herzen bereut.«

»Das tue ich.«

»Ich meine alle Eure Sünden.«

»Äh ja, ich bereue sie von Herzen. Seid Ihr zu einem Urteil gekommen?«

»Nein, ich brauche noch etwas Zeit. Ich habe Euch lange zugehört, nun seid Ihr es, der sich etwas gedulden muss.« Matteo grübelte. Natürlich lag es grundsätzlich im unerfind-

lichen Ratschluss des Herrn, den Beichtenden angemessen zu bestrafen, andererseits lag es in seiner, Matteos, Verantwortung, den göttlichen Willen auf Erden durchzusetzen. Und es widerstrebte ihm, den Sünder so leicht davonkommen zu lassen. Es widerstrebte ihm sogar ganz gewaltig. Was also tun?

Er räusperte sich. »Eure Buße lautet wie folgt: Ihr werdet den Aufenthaltsort der *Giocolieri* ausfindig machen, zu ihnen gehen und sie in Demut bitten, ihnen für die nächsten sechs Monate Eure Arbeitskraft zur Verfügung stellen zu dürfen. Ihr werdet kräftig mit anpacken und keine Tätigkeit scheuen, auch nicht die niedrigste, ganz so, wie Euer Freund es gehalten hat.«

»Nein!«

»Wie bitte? Nach Euren Schilderungen wird dort jede Hand gebraucht.«

»Verzeiht, Hochwürden, aber das ist unmöglich.«

Matteo konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Es war unüberhörbar, dass sein Gegenüber die Vergeltung Pamfalons fürchtete. »Warum sollte das unmöglich sein?«

»Weil ... weil ich Kaufmann bin, ich habe Verpflichtungen, die ich nicht vernachlässigen kann. Bitte, erlegt mir eine andere Buße auf.«

»Ihr seid nicht der Einzige und nicht der Erste, der sein bisheriges Leben hinter sich lässt, um Gottgefälliges zu tun. Ihr tut es sogar nur für ein halbes Jahr. Wobei, und das vergaß ich eben, Ihr jeden Morgen und jeden Abend einen Rosenkranz beten sollt. Darüber hinaus sollt Ihr Euch eines enthaltsamen – und keuschen! – Lebens befleißigen. Nehmt Ihr die Buße an?«

»J... ja, Hochwürden.«

»Habt Ihr den aufrichtigen Vorsatz, die Sünde hinkünftig zu vermeiden?«

»Ja, Hochwürden.«

»So höret: Gott, der barmherzige Vater, hat durch den Tod und die Auferstehung seines Sohnes, unseres Herrn Jesus Christus, die Welt mit sich versöhnt und den Heiligen Geist gesandt zur Vergebung der Sünden. Durch den Dienst der Kirche schenke er dir Verzeihung und Frieden. So spreche ich dich los von deinen Sünden im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.«

»Danke, Hochwürden.«

»Dankt nicht mir, dankt Eurem Gott. Im Übrigen hättet Ihr als Büßer am Ende der Lossprechungsformel ›Amen‹ sagen müssen.«

»Amen.«

»Nun ist es gut. Ihr könnt gehen.«

Matteo atmete tief durch und streckte die Beine aus. Während sich die Schritte des Beichtenden entfernten, dachte er, dass er vielleicht doch noch Zeit fände für ein erbauliches Gespräch mit seinem Schöpfer.

Wenig später kniete er in seiner Sakristei und setzte die Zwiesprache fort.

»Herr«, sagte er, während er mit gefalteten Händen auf das kleine hölzerne Kruzifix an der Wand blickte, »heute Morgen wollte ich Dir mein Leid klagen über den leeren Säckel von San Simeoni, jetzt plagen mich ganz andere Sorgen. Dem Sünder, der eben die *Confessio* ablegte, habe ich eine schwere Buße für seine Verfehlungen auferlegt. Es war der Hochmut seines Vaters, den er sich am Ende zu eigen machte, indem er selbst hochmütig wurde und glaubte, die Heirat mit einer gewissen Elena sei angemessener für ihn, als weiter für das Glück mit Lavinia zu kämpfen. Sein Hochmut war es, der ihn auch daran hinderte, die Sünde der Fleischeslust zu bereuen, zu sühnen und Lavinia zur Frau zu nehmen. Er hat ihr den Rücken gekehrt, hat sich blenden

lassen von Elenas Schönheit. Siehst du das nicht auch so, Herr?»

Matteo sann eine Weile über das Gesagte nach, wog das Für und Wider seiner Gedanken ab und fuhr dann fort: »Mildernd mag in diesem Zusammenhang der Umstand sein, dass der Sünder seinem Vater zu Willen war, ihm also gehorchte, womit er im Sinne des vierten Gebotes handelte. Doch wie verhielte es sich, wenn der Sünder die Wahrheit gesagt haben sollte und, wie er behauptete, lediglich der Freund des Hochmütigen ist? In diesem Fall hätte ich einen verhängnisvollen Fehler begangen, seine Sünde wäre eine lässliche gewesen und hätte mit einer deutlich mildernden Buße sanktioniert werden müssen. O Herr, gib, dass ich mich nicht geirrt habe!«

Die Ungewissheit, einen Fehler begangen zu haben, trieb Matteo am nächsten Morgen sehr früh aus den Federn. Nach einem kurzen Gebet, in dem er den Herrn um Beistand bat, lenkte er seine Schritte nach Süden, um zur Gemeinde San Mamolo zu gelangen.

Es war noch vor Tagesanbruch. Bologna, die rastlose, quirlige Metropole an der Savena, erwachte gerade erst zum Leben. Auf seinem Weg wählte Matteo kleine Nebenstraßen, die kaum vom Licht der nächtlichen Öllampen erhellt wurden, denn er wollte nicht erkannt werden. Ob er es schaffen würde, noch vor der Frühmesse zurück zu sein? Er bezweifelte es. Für alle Fälle hatte er den verschlafenen Dovizio aus dem Bett geholt und zu ihm gesagt: »Hör zu, Dovizio, ich muss für ein paar Stunden fort. Sollte ich zur Messe nicht wieder hier sein, schick die Gläubigen nach Hause.«

Der verschlafene Dovizio hatte erschreckt die Augen auf-

gerissen. »Hochwürden, welchen Grund soll ich ihnen nennen?«

»Denk dir etwas aus, dir wird schon was einfallen.«

»Aber was denn?«

»Ich, äh, hätte eine wichtige Verabredung.«

»So früh?«

»Ja ... nein, zum Donnerwetter, frag nicht so viel.«

»Es stimmt also nicht?«

»Hör zu, Dovizio, du bist für mich Küster, Koch und Kantor, sei dieses eine Mal auch ein kleines bisschen Lügner. Genau betrachtet, ist es nicht einmal eine Lüge, um die ich dich bitte, allenfalls eine kleine Schwindelei.«

»Und die Gläubigen, die bei der Messe Trost und Stärkung suchen?«

»Nicken so früh ohnehin alle ein. Im Übrigen erscheint gewöhnlich kaum jemand außer der alten Mutter Carini. Und die will nur vor dem Seitenaltar für ihren verstorbenen Sohn beten. Und nun: Gott befohlen.«

»Gott befohlen, Hochwürden. Ich glaube, ich lege mich noch ein halbes Stündchen aufs Ohr.«

Matteo zog die Kutte fester um die Schultern. Es war kalt und klamm, feuchte Luft zog aus den Kanälen der Stadt herauf. Mit Anbrechen des Tageslichts erreichte er die ersten Häuser der Gemeinde San Mamolo. An einer Straßenecke stand ein kleiner Junge, der ein Nachtgeschirr in den Rinnstein entleerte. Als er den Pater in seiner Kutte bemerkte, bekreuzigte er sich.

»Guten Morgen, mein Sohn«, grüßte Matteo, »kennst du dich in dieser Gegend aus?«

Der Kleine nickte. »Kann schon sein.«

»Ich suche das Haus eines Mannes, dessen Sohn vor ungefähr zwei Wochen Hochzeit feierte.«

»Hier heiraten viele.«

Matteo fand, dass der Junge nicht besonders hilfsbereit war, ermahnte sich aber zur Geduld. »Ich meine das Haus eines reichen Seidenkaufmanns. Es ist eher ein Anwesen, mit großem Garten, ich glaube, es liegt in der Via ... der Via ...?«

»Meint Ihr die Via Castiglione?«

»Ja, die. Weißt du, wem das Haus gehört?«

»Ich glaube, Messer Pepoli.« Der Kleine streckte fordernd die Hand aus.

»Hat Messer Pepoli auch einen Vornamen?«

»Carlo.«

»Aha.« Den Namen Carlo Pepoli hatte Matteo schon gehört. »Und wie heißt sein Sohn?«

»Gioacchino.« Der Kleine hielt immer noch die Hand auf.

Matteo kramte nach einer kleinen Münze und legte sie hinein. »Die Via Castiglione ist ziemlich lang. Auf welcher Höhe finde ich das Haus?«

Der Kleine erklärte es.

»Danke.« Matteo wollte weitergehen, konnte sich aber eine Bemerkung nicht verkneifen. »Ich werde für dich beten, mein Sohn – allerdings ohne eine Gegenleistung dafür zu erwarten. Der Herr sei mit dir.«

Wenig später hatte er das Haus erreicht. Es war ein terrakottafarbener Prachtbau von gewaltigen Ausmaßen, um einiges größer als seine Kirche und weitaus beeindruckender. Matteo umrundete den Bau, entdeckte den angrenzenden Garten, der eher einem Park glich, und dahinter die ausgedehnten Stallungen. Er erinnerte sich, dass der Beichtende erzählt hatte, sein Freund habe als Kind viel Zeit darin verbracht. Nun, vielleicht war es kein schlechter Einfall, die Nachforschungen dort zu beginnen. Er öffnete eine knarrende Flügeltür und gelangte in einen langen Unterstand. Der Geruch nach Schweiß und Mist schlug ihm entgegen. Links und rechts in den Gattern erschienen neugierige Pfer-

deköpfe mit dampfenden Nüstern. Hier und da erklang ein Wiehern.

»Darf ich fragen, was Ihr hier sucht, Hochwürden?«

Matteo fuhr herum. Hinter ihm stand ein kräftiger Mann. Der Kleidung nach ein Knecht.

»Gelobt sei Jesus Christus«, sagte Matteo.

»In Ewigkeit. Amen«, ergänzte der Knecht, wie es der Brauch gebot.

Matteo war in diesem Augenblick dankbar, dass es die fromme Begrüßungsformel gab, denn sie verschaffte ihm die Möglichkeit, einer Antwort auszuweichen. Um noch mehr Zeit zu gewinnen, streckte er die Rechte vor, damit der Knecht seinen Priesterring küssen konnte. Als dies mit der gebotenen Ehrerbietung geschehen war, beschloss er, seinerseits eine Frage zu stellen: »Die Hochzeit des jungen Herrn Gioacchino war gewiss ein großes Ereignis für alle Bediensteten, nicht wahr?«

»O ja, Hochwürden, das war sie«, kam prompt die Antwort.

»Wenn auch die Feier im Haus des Gonfaloniers von einem tragischen Vorfall überschattet wurde, habe ich recht?«

»Ich weiß nicht, wovon Ihr redet, Hochwürden.«

»Nun, das geht mich auch nichts an. Die Zeremonie zuvor in San Petronio soll jedenfalls sehr schön gewesen sein.« Innerlich jubelte Matteo. Er war nun sicher, das Vaterhaus des Hochmütigen herausgefunden zu haben. Was blieb, war die Frage, ob der Beichtende, der ihm am gestrigen Tage gegenübergesessen hatte, nur der Freund des Hochmütigen war – oder gar der Hochmütige selbst. Ein Problem, bei dem der Knecht ihm sicher nicht helfen konnte. Matteo suchte nach einem nichtssagenden Satz, um sich verabschieden zu können, als ihm der Zufall zu Hilfe kam, und zwar in Form eines Rufs.

»Guido!«, erscholl es aus einem der hinteren Gatter.  
»Guido, wo steckst du nur? Ich glaube, Argonaut lahmt auf der rechten Hinterhand!«

»Ich komme schon, junger Herr!«, rief der Knecht, deutete Matteo gegenüber eine kurze Verbeugung an und lief in die Richtung, aus der die Stimme gekommen war.

Matteo drehte sich um und verließ mit raschen Schritten die Stallungen. »O mein Gott, ich danke Dir«, murmelte er im Davongehen, »Du hast alles so eingerichtet, dass ich klug wurde, ohne mein Wissen preisgeben zu müssen. Ich weiß nun, dass der junge Mann, der gestern bei mir gebeichtet hat, nicht der Freund des hochmütigen Sohnes war, sondern der Sohn selbst, denn ich habe seine Stimme zweifelsfrei wiedererkannt. Daraus folgt, dass ich keinen Fehler gemacht habe und ihm zu Recht die Buße für eine Todsünde auferlegte: nämlich niedere Arbeiten bei den Gauklern zu verrichten – bei ebenjenen Gauklern, deren Patron schwor, ihn zu töten, weil er seine Tochter geschwängert hatte und sie sitzen ließ.«

Matteo blieb abrupt stehen. Ein schrecklicher Gedanke war ihm gekommen: Würde der Patron seine Drohung wahr machen und in der Via Castiglione erscheinen, um den Sohn zu meucheln? Er hatte es schon ein Mal versucht, das wusste Matteo von der Beichte, und nichts sprach dagegen, dass er es noch einmal probieren würde. Das musste unbedingt verhindert werden! Doch wie? Wo finde ich die Gaukler?, fragte Matteo sich. Wo ziehen sie zur Winterzeit umher? Kann ich sie irgendwo aufspüren? Wohl kaum. Doch selbst wenn: Ich dürfte von der Mordabsicht nichts wissen, denn ich bin an das Beichtgeheimnis gebunden. Trotzdem, es muss versucht werden ...

Unterdessen waren die Mauern von San Simeone wieder vor Matteo aufgetaucht. Gottlob schien tatsächlich niemand



die Frühmesse besuchen zu wollen, nicht einmal die alte Carini. Stattdessen füllten sich die Gassen langsam mit fröhlichen, maskierten Menschen. Matteo beachtete sie nicht. Er ging ins Wohnhaus und befahl Dovizio, Isabella zu holen.

»Isabella?«, fragte der Küster. »Was wollt Ihr denn mit dem Maultier?«

»Ausreiten«, antwortete Matteo kurz. Ihm stand nicht der Sinn nach Diskussionen.

»Wie Ihr meint, Hochwürden.« Schulterzuckend entfernte sich Dovizio.

Wenig später war Matteo wieder unterwegs. Er nahm den Weg durch eines der nördlichen Stadttore, die Porta Mascarella, und lenkte Isabella auf die Via Ferrarese. Er tat dies, weil er hoffte, die Gaukler in dem kleinen Ort Bentivoglio anzutreffen. Gioacchino, der hochmütige Sohn, hatte den Dorfnamen erwähnt. Zwar sprach nichts dafür, dass die Gaukler sich dort aufhielten – allerdings sprach auch ebenso wenig dagegen. »Komm, Isabella, lauf ein bisschen schneller, damit wir wissen, ob ich mit meiner Vermutung richtigliege.«

Kurz vor Mittag tauchten ein paar Häuser am Straßenrand auf. Dahinter ragten alte Gemäuer und ein Wehrturm in die Höhe. »Das muss Bentivoglio sein, Isabella.«

Matteo ritt zum Kastell und entdeckte am Fuß der Mauern ein paar Wohnwagen. Sie waren kreisförmig aufgestellt, in ihrer Mitte brannte ein Kochfeuer mit einem Dreibein darüber. Matteo saß ab. »Warte hier, altes Mädchen. Es scheint, wir haben Glück.«

Er ging zu dem Kochfeuer, um das die Gaukler herumsaßen und das Mittagsmahl einnahmen. »Ich wünsche euch einen guten Appetit, der Herr segne eure Speise«, sagte er.

Die Gaukler blickten auf. Sie waren ein bunt zusammengewürfelter Haufen, Alt und Jung, Frauen und Männer. Ein

Zwillingspaar unter ihnen stach besonders hervor. Das müssen Leonello und Leonardo sein, schoss es Matteo durch den Kopf.

Einer der beiden Zwillinge fragte: »Was können wir für Euch tun, Hochwürden?«

»Euer Brot mit mir teilen«, antwortete Matteo, denn er hatte seit den frühen Morgenstunden nichts gegessen.

»Gern, seid unser Gast.« Der Zwilling machte eine einladende Geste. »Setzt Euch zu uns, wenn unsere Gesellschaft Euch willkommen ist.«

»Das ist sie. Ich bin Pater Matteo.«

»Mein Name ist Leonello, und das ist mein Bruder Leonardo.« Nacheinander nannte Leonello die Namen der anderen Gaukler.

Matteo nahm zwischen den Zwillingen Platz und ließ sich einen Löffel geben. Er kostete von der Suppe. Sie bestand aus Kohl und getrockneten Pilzen und schmeckte nicht sonderlich gut. Doch die Höflichkeit gebot es, sie zu loben.

Danach aßen sie gemeinsam.

Nachdem das Mahl beendet war, sagte Matteo: »Lasst uns für die Speise danken.« Die Gaukler falteten die Hände, und er sprach einen Vers aus dem hundertsechunddreißigsten Psalm:

*»Danket dem Herrn,  
der allen Geschöpfen Nahrung gibt,  
denn seine Huld währet ewig. Amen.«*

»Amen«, wiederholten die Gaukler.

Um der unausgesprochenen Frage zuvorzukommen, sagte Matteo: »Ich bin in einer Mission unterwegs, über die ich nicht sprechen möchte. Aber ich bin euch sehr verbunden

für eure Gastfreundschaft. Gibt es jemanden unter euch, dem ich Trost und Beistand spenden kann, so nennt mir seinen Namen. Ich will versuchen, ihm zu helfen.«

Leonello antwortete: »Trost und Beistand brauchen wir alle, Hochwürden, denn hinter uns liegt eine schwere Zeit. Besonderen Zuspruch aber benötigt unser Vater, der Patron Pamfalon.«

»Wo ist er?«, fragte Matteo.

»Dort drüben.« Leonello wies auf einen der Wohnwagen. »Er kapselt sich seit Tagen ab, isst und trinkt nicht, brütet nur noch vor sich hin.«

»Warum?«

»Weil er seine Tochter verloren hat.«

»Unsere Schwester«, ergänzte Leonardo.

»Ich werde für euch beten. Und ich will mit eurem Vater sprechen.«

»Danke, Hochwürden«, sagte Leonello.

Matteo stand auf, wobei er versuchte, sich den Schmerz in seinen Knien nicht anmerken zu lassen, und ging hinüber zu dem Wohnwagen. Er klopfte kurz an und trat ein.

Im Wagen erwartete ihn Halbdunkel. Durch die schmalen, mit Tierhäuten bespannten Fenster drang nur wenig Licht. Pamfalon saß in einer Ecke, klein und verhärtet, regungslos. Nur seine Hand strich mechanisch über ein Kleiderbündel, das neben ihm auf einer Truhe lag.

Matteo betrachtete den alten Mann und sah in ein Gesicht voller Trauer und Hass. Er spürte, dass Worte in diesem Augenblick nutzlos waren. Deshalb setzte er sich auf einen Schemel und wartete ab.

Lange schwieg Pamfalon. Er schien den Besucher kaum zu bemerken. Doch nach einer Weile wurden seine Bewegungen langsamer und erstarben schließlich ganz. Matteo glaubte schon, der Alte sei eingeschlafen, als dieser zu sprechen

begann: »Eine blaue Hose und ein weißes Leinenhemd«, sagte er mit tonloser Stimme, »beides hat sie getragen, immer, wenn sie mit dem Schwindler zusammen war.«

Matteo blieb stumm. Er wusste, Pamfalon würde weiterprechen.

»Er hat ihr schöne Augen gemacht, tagelang. Hat uns alle an der Nase herumgeführt. Hat seinen Hochmut hinter harter Arbeit verborgen, nur um seinen Spaß mit ihr zu haben.«

»Von wem redet Ihr?«, fragte Matteo, der die Antwort kannte. Doch er musste sich unwissend stellen.

»Von Lavinia. Sie war meine Tochter. Der Schwindler hat ihr ein Kind gemacht.«

Matteo wartete darauf, dass Pamfalon seine Rede fortsetzte, aber der Alte schwieg. Wieder begann er, das Kleiderbündel zu streicheln.

Matteo sagte behutsam: »Ihr sprecht von Eurer Tochter, als sei sie tot. Glaubt mir, ich kenne den Schmerz, wenn man einen geliebten Menschen verliert. Auch ich hatte eine Tochter, dazu zwei Söhne und die wunderbarste Frau der Welt. Alle sind seit vielen Jahren tot. Ich verlor sie durch das Zehrfieber. Gott weiß, wie sehr ich dieses Fieber damals verflucht habe.«

»Und ich verfluche Gioacchino, den Hundsfott, der meine Tochter auf dem Gewissen hat!«, brach es aus dem Alten hervor.

»Das solltet Ihr nicht«, entgegnete Matteo freundlich, aber bestimmt. »Fluchen ist Sünde, Ihr macht Eure Tochter dadurch nicht wieder lebendig.«

»Ihr habt gut reden! Wie hättet Ihr reagiert, wenn Eure Tochter sich das Leben genommen hätte, weil ein Schwindler sie schwängerte und anschließend nicht mehr gesehen ward?«

»Um ehrlich zu sein – ich weiß es nicht.«

»Lavinia hat sich aus Verzweiflung das Leben genommen. Dafür wird er mit seinem eigenen Leben bezahlen.«

»Wie meint Ihr das?«

»Ich werde ihn töten!«

»Bitte, lasst davon ab. Die Rache ist mein, spricht der Herr.«

»Kommt mir nicht mit der Bibel! Steht darin nicht auch: Auge um Auge, Zahn um Zahn?«

»Das stimmt. Aber bei Matthäus im fünften Kapitel spricht unser Herr Jesus: ... *Ihr habt gehört, dass gesagt worden ist: Auge für Auge und Zahn für Zahn. Ich aber sage euch: Leistet dem, der euch Böses antut, keinen Widerstand, sondern wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, dann halt ihm auch die andere hin.*«

»Wie kann ich an Jesus Christus glauben, wenn er solche Ungeheuerlichkeiten zulässt!«

»Beruhigt Euch, Pamfalon. Jeder trägt Gott in seinem Herzen. Auch Ihr. Überlasst es dem Allmächtigen, die Dinge auf Erden zu richten. *Wer zugrunde gehen soll, der wird zuvor stolz; und Hochmut kommt vor dem Fall ...* so steht es in der Schrift. Vertraut auf Gottes Gerechtigkeit.«

»Ich vertraue keinem mehr!«

Matteo seufzte insgeheim. Das Gespräch hatte er sich einfacher vorgestellt. »Pamfalon, bitte hört mir zu: Wenn Ihr Gioacchino, den Ihr einen Schwindler nennt, tötet, ladet Ihr schwere Sünde auf Euch. Niemandem wäre mit der Tat gedient. Am allerwenigsten Euch. Denn Ihr würdet Euch danach um keinen Deut wohler fühlen.«

Pamfalon sagte nichts. Er streichelte weiter das Kleiderbündel.

»Denkt auch an Eure Söhne: Ihr würdet ihnen den Vater nehmen.« Matteo hielt inne und fuhr fort: »Darüber hinaus wären Eure Gaukler ohne Führung. Wollt Ihr Euch der

Verantwortung entziehen? Wollt Ihr alle ins Unglück stürzen? Ich behaupte, das wollt Ihr nicht!«

Pamfalon schwieg. Seine Hand ruhte auf dem Bündel. Seine Mundwinkel begannen zu zucken. Plötzlich brach es aus ihm hervor. Leise zunächst, dann ungehemmt. Er weinte, schluchzte, heulte wie ein Tier. Das ganze Leid, das sich über viele Tage in ihm aufgestaut hatte, trat plötzlich zutage.

Matteo beobachtete es und kam sich sehr hilflos vor. Er stand auf, ging zu dem alten Mann hinüber und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Weint nur«, sagte er leise, »Tränen können sehr befreien. Ich weiß es aus eigener Erfahrung.«

Pamfalon beruhigte sich langsam. Er schnäuzte sich umständlich. »Aber wie soll es denn weitergehen?«

»Es wird weitergehen. Gott wird Euch den Weg weisen. Versprecht Ihr mir, von Eurem Vorsatz abzulassen?«

Pamfalon kämpfte mit sich. »Ja«, flüsterte er.

»Dann wird alles gut. Das Leben ist lebenswert, trotz allem. Ich werde für Euch beten. Und nun, Gott befohlen, mein Freund.« Matteo legte ihm die Hand auf die Stirn und segnete ihn zum Abschied.

Draußen ging er zu den wartenden Gauklern und sagte zu den Zwillingen: »Eurem Vater ist jetzt leichter ums Herz. Fragt ihn um Rat bei irgendeiner Arbeit, die zu verrichten ist. Das wird ihm guttun.«

»Danke, Hochwürden«, sagte Leonello.

»Das werden wir machen, Hochwürden«, sagte Leonardo.

Matteo bestieg Isabella und ritt heim nach Bologna.

Als er am Nachmittag in der Stadt eintraf, hallten die Straßen wider von Lärm und fröhlichen Rufen. Ihm fiel ein, dass es der Tag vor Epiphanius war, den viele Bolognesi zum

Anlass nahmen, ausgiebig zu feiern. Er kümmerte sich nicht darum, denn er hatte es eilig. San Simeone wartete. Ob Dovizio alle Arbeiten des Kirchenalltags erledigt hatte? Das Hauptschiff hatte gefegt, die Bänke hatten abgestaubt und die Altarkerzen erneuert werden müssen.

»Konntet Ihr Eure Verabredung wahrnehmen, Hochwürden?«, fragte Dovizio, nachdem Matteo ihn begrüßt hatte.

»Ja, danke.« Matteo musterte seinen Küster. Dovizio war von kleinem, gedrungenem Körperbau. Er hatte eine Gestalt, die nahezu ohne Hals in ein kugelrundes, gerötetes Gesicht übergang, das häufig von einer mürrischen Miene beherrscht wurde. Doch der Eindruck täuschte. In Wahrheit steckte unter der rauen Schale ein weicher Kern, und es gab wenig, was Dovizio erschüttern konnte. Er diente schon eine halbe Ewigkeit in San Simeone und gehörte gewissermaßen zum Inventar. Matteo fuhr fort: »Ich hoffe, ich habe erreicht, was ich wollte. Und wie steht es mit dir? Hast du alles schaffen können während meiner Abwesenheit?«

»Selbstverständlich, Hochwürden.« Dovizio wirkte leicht gekränkt.

»Dann will ich mich in die Sakristei zurückziehen. Bitte Sorge dafür, dass ich nicht gestört werde.«

»Ja, Hochwürden.«

Als Matteo mit sich und dem kleinen Kruzifix an der Wand allein war, fiel er auf die Knie, faltete die Hände und sprach: »O Herr, ich habe versucht, mein Bestes zu geben, damit Pamfalon seinen Seelenfrieden wiederfindet und sich nicht versündigt. Ich sagte ihm ...«

»Hochwürden!«

»Was ist denn noch?« Ärgerlich wandte sich Matteo um. In der Tür stand Dovizio und rang aufgeregt die Hände.

»Hochwürden, verzeiht, aber eben kam die Nachricht,

dass zwei Straßen weiter ein Mann im Sterben liegt. Ein schrecklicher Unfall, so heißt es.«

»Ein Unfall? Ich komme.«

Dovizio verschwand, und Matteo wandte sich wieder an das Kruzifix. »O Herr, ich wollte Dir von Pamfalon berichten und für ihn beten, auf dass er Deine Gebote einhalte und nicht zum Mörder werde. Nun muss ich das Sterbesakrament geben und damit ein anderes Gebot einhalten. Doch welches ist wichtiger einzuschätzen? Das, welches ein Leben rettet, oder das, welches eine Seele rettet?

Manchmal, o Herr, ist es wirklich nicht leicht, Dein Diener zu sein.«